

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 55 Pf. Postabonnements 4 Mark. Einzelne Nummer 6 Pf. Sonntags-Nummer mit illustrierter Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisklasse für 1885 unter Nr. 708.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennige. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Bentzstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die beiden „Versuchsparteien“.

Wie bei der Division die Tiere, an denen die Versuchoperationen gemacht werden, „Versuchstiere“ genannt werden, so kann man auch das Zentrum und die national-liberale Partei bei den großen politischen Operationen im Deutschen Reich „Versuchsparteien“ nennen.

Wie oft hat der Fürst Reichskanzler nicht den Versuch gemacht, im Reichstage sowohl wie im Landtage, mit dem Zentrum heute die Majorität zu erzielen und morgen mit den Nationalliberalen! Wie oft hat er nicht die eine oder die andere Partei durch Zugeständnisse aller Art, durch gezielte Willen ab und zu aber auch durch die Peitsche seinen Zwecken dienbar gemacht und waren dieselben erreicht, so konnte man immer deutlich merken, daß die Partei in sich sowohl als nach außen schwächer, matter geworden war.

Dies konnte man längere Zeit besonders an der nationalliberalen Partei sehen. Anstatt aber dem Divisektor zu entrinnen, taumelte diese Partei ihm immer wieder in die Arme, wie die Motte dem Licht trotz der verbrannten Flügel.

Die Partei hat dadurch die Selbstständigkeit völlig verloren, deshalb mußte es einem recht komisch an, wenn diese „Versuchspartei“ jetzt noch, in den Loh geschwächt, ihrem Herrn und Meister entrinnen und seine eigenen Wege gehen will.

Die nationalliberalen Blätter, welche gegenwärtig durchweg auf die Riquel'sche oppositionelle Herrenhausrede schwören, behaupten unaufhörlich, daß die nationalliberale Fraktion des Abgeordnetenhauses gegen die kirchenpolitische Regierungsvorlage stimmen müsse. Voran die „Nationalliberale Korrespondenz“. Nur schade, daß gerade dieses Blatt Vieles heute für schwarz erklärt, was es morgen für schneeweiß ansieht.

Nur die „Eberf. Ztg.“ meint, daß die Nationalliberalen in den Parlamentsferien die öffentliche Meinung befragen müßten. Dabei meint das genannte Blatt: der Ausgang könne nicht zweifelhaft sein, die Vorlage müsse kurz und resolut — an genommen werden. „Gewiß nimmt der Kulturkampf ein „Ende mit Schrecken“; die ihn überlebende Generation wird niemals wieder für einen kirchenpolitischen Schlachtruf zu haben sein. Aber besser dieser Ausgang als ein „Schrecken ohne Ende“. — So sagt die Eberfelderin.

Die fortschrittlichen Blätter allerdings sind anderer Meinung. Sie glauben, daß die nationalliberalen Wähler fest auf dem Kulturkampfstandpunkte stehen bleiben, weil der „Kulturkampf“ das einzige Original und Ideal noch ist, welches die Nationalliberalen besitzen. — Dabei aber würden sich die deutschfreisinnigen Organe sehr darüber freuen, wenn

ihre liberalen Brüder auf den Leim gingen und flott gegen den Fürsten Bismarck stimmten — dann würden sie auch als „Versuchspartei“ abgeschafft werden.

Da ist die „Eberf. Ztg.“, die zum Nachgeben rät, doch etwas kläger und sie wird recht behalten — die Nationalliberalen werden dann ihre Scheinexistenz noch einige Jahre hindurch fortführen. — — —

Die andere „Versuchspartei“ nimmt noch immer den Mund recht voll, trotzdem sie vom Papste kommandirt worden ist, für die Pläne des Fürsten Bismarck zu stimmen. Aus der „Versuchspartei“ ist nunmehr im Wesentlichen eine Bismarckpartei entstanden.

Mit dem Zentrum versuchte Bismarck seine Zoll- und Wirtschaftspolitik durchzusetzen — und dieser Versuch gelang vollkommen. Das Zentrum verlor beim Volke alle Achtung, als es tief eingreifend in den Säckel der Armen — bei den Getreidezöllen — das so erworbene Geld den reichen Zentrumsmagnaten in den Schooß warf. Das war ein Stückchen vom „Rechte“, mit welchem das Zentrum immer prahlt. Die Devise dieser Partei „für Wahrheit“ aber klingt ungemein albern, so lange Dr. Windthorst der Führer des Zentrums ist. „Für Freiheit“ aber hat diese Partei männiglich gekämpft bei der Abstimmung über das Sozialistengesetz.

Das Zentrum will jetzt noch Opposition machen, nachdem es durch die Versuche seitens des Fürsten Bismarck, mit ihm zu regieren, längst auf der schiefen Ebene angelangt ist. Diese Opposition wird auch darnach ausfallen. Steuern auf Zucker und Schnaps, den sogenannten „Reichsrogg“ wird das Zentrum bewilligen — das nötige Wasser wird zu den Sitzungen Herr Windthorst schon mitbringen; das Zentrum wird dazu beitragen, daß das Militärsepiennat im nächsten Herbst vom Reichstage bewilligt wird, trotz aller gegenfeitigen Enttäuschungen, die jetzt schon in der Presse laut werden.

Das Zentrum als „Versuchspartei“ des Fürsten Bismarck hatte schon das Vertrauen im Volke vielfach verloren, das vom Papst kommandirte Zentrum ist dem Verfall nahe, es ist dem Untergange geweiht.

Die eigentlichen Mittelparteien — ganz abgesehen von den Freikonservativen, die es noch niemals zu einer Bedeutung gebracht haben — sind in Deutschland das Zentrum und die Nationalliberalen; immer halb und immer schwankend. An diese Parteien mußte sich deshalb der Reichskanzler abwechselnd richten, um für irgend einen besonderen Zweck die Majorität zu erlangen. Und diese Versuche sind meist gelungen; natürlich ging dadurch das Ansehen und die Kraft dieser „Versuchsparteien“ nach und nach verloren.

Das Ende des Kulturkampfes macht sie beide überflüssig; die Nationalliberalen mit ihrer Aufdringlichkeit sind dem Kanzler längst lästig und das Zentrum steht unter dem Befehle von Rom, welches die tapferen Kirchenstreiter in das Lager des Fürsten Bismarck als Verbündete kommandirt hat.

Das werden nun am Ende einige Zentrumsmitglieder nicht mehr mitmachen wollen. Dann treten sie einfach aus dem alten Verbände aus und nehmen je nach ihren politischen Anschauungen Stellung bei den Konservativen oder Liberalen. Sie können auch „wild“ werden.

Das Eine aber steht fest, daß beide „Versuchsparteien“ in voller Auflösung begriffen sind, zum Glück für die Entwicklung der Zustände in unserem Vaterlande.

Politische Uebersicht.

Ueber die Streitverfügung des Ministers werden jetzt die verschiedensten Urtheile laut. Von allen Blättern, die überhaupt noch einen etwas liberalen Anstrich bewahrt haben und die nicht jede Vollstreckungsmaßregel sofort gutheißen, bloß weil sie von der Polizei kommt — äußert sich am vertrauensvollsten die nationalliberale „National-Zeitung“. Freilich muß selbst die „National-Ztg.“ eingestehen, „es sei nicht zu leugnen, daß einzelne Wendungen des Gesetzes so klingen, als ob in das Koalitionsrecht der Arbeiter und ihre Versuche, höhere Löhne zu erlangen, hindern sollte eingegriffen werden. . . . Es wäre zu wünschen, daß die in dem Koalitionsrecht enthaltenen Sozialpolitik widersprechend, wenn durch die Art des amtlichen Vorgehens den Arbeitern der Eindruck erweckt würde, daß man ihnen in dem Lohnkampfe die mit den Arbeitgebern gleichberechtigte Stellung verkümmere.“ Nun sollte man meinen, daß die „National-Ztg.“ sich auf das Schärfste gegen eine Verfügung wenden werde, welche die werthvollsten Rechte der Arbeiter dem willkürlichen Belieben der Verwaltungsbehörden preisgibt. Der Liberalismus hat ja immer seine Aufgabe darin gesehen, die Befugnisse der Exekutive scharf zu umgrenzen, um allen Willkürlichkeiten und Uebergriffen zu wehren. Aber selbsterlöschend — die „Nat. Ztg.“ ist so sehr von der Allweisheit und Allgerechtigkeit der Regierung überzeugt, daß sie alle Bedenken schweigen läßt. „Wir nehmen an — äußert das liberale Blatt mit verblüffender Naivität — wir nehmen an, daß nicht beabsichtigt sein kann, dem Streben nach Lohnverbesserung nur darum mit den Waffen des Sozialistengesetzes entgegenzutreten, weil etwa die den Streik leitenden Angehörigen der betr. Arbeiter-Kategorie Mitglieder der sozialdemokratischen Partei sind.“ Dadurch, daß sich die „Nat. Ztg.“ in solchen „Annahmen“ wiegt, werden die Rechte der Arbeiter wahrlich nicht geschützt! Das Organ des Herrn Riquel gesteht zu, daß einzelne Wendungen des Gesetzes die Vernichtung des Koalitionsrechtes herbeiführen können — hält das Blatt trotzdem weitere Schritte für unnötig, so beweist das, daß es alle liberalen Gedanken aufgegeben hat; an

Feuilleton.

Der Trödler.

Roman von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung)

Justus las diesen Brief mit ruhiger, kalter Stimme den Seinen vor. Mit aller Kraft hielt er jede Bewegung nieder. Christine schwamm in Thränen. Schluchzend hörte Mathilde die schmerzvollen Bekenntnisse des Mannes, der einst ihr Herz so ganz erfüllte, und las sie immer wieder. Inniges Mitleid, tiefe Wehmuth bemächtigten sich ihrer Seele und vernichteten den tiefen Groll, welchen seine Untreue und Charakterlosigkeit in ihr erzeugt hatten. Ach, das edle, wenn noch so verwundete Frauenherz ist ja so schön und reich an Aufopferung, Güte und Verzeihung! Es zieht den Gefallenen wieder zu sich empor, preßt ihn von Neuem an's warmklopfende Herz, und hat ein liebevoll Vergessen für alle Kränkel und Unbill.

„Nun,“ sagte Schäßlein ernst, „räumt er nicht seine Thoreit, sein unverzeihlich Unrecht selbst ein? Hab' ich nicht stets wahr gesprochen? Ist Euch Edmund, wie er hier im Briefe ist, nicht lieber als vordem?“

„Vater, ich beginne zu glauben, daß Du doch nur zu unserm Heile stets handeltest!“ rief Mathilde glühend.

„Und ist doch Herr des „kalten Steins“ geworden!“ fiel Christine heftig ein.

„Was ich that oder nicht that, versteht Ihr thörichten Weiber doch nicht! Ich hab' immer für mich allein Alles tragen und durchmachen müssen, ich werd's ohne Euch auch ferner! Edmund ist aus dem Vaterhause mit Schimpf und Schande gewichen, der Himmel giebt ihm trotzdem Gelegenheit, sich zu bessern. Gut, laßt ihn arbeiten! Ich will etwas gethan sehen! Selbst dem Schurken preisen Neue und Verzeihung hochtönende Worte aus! Worte sind Schall, Trödelwaare, leichtsinnig im Ueberflusse verschleudert, hingeworfen zu all' dem Reichtum leerer Redensarten, so die Welt seit je mit Lug und Täuschung, Verrath und

Eigennutz erfüllen! Ich gebe gern zu, daß er sich bessern will, hoffe es, weil ich sehe, er erkennt sein unnützes Leben, aber der Glaube trägt, die Hoffnung verführt! Ich will's erleben, eh' ich's glaube, will sehen, ob er sich noch emporraffen kann! Laßt's uns abwarten!“

Der misstrauische Alte war nicht zu ändern. Die Frauen ließen ihn gehen, aber ihre wachsende Theilnahme für Edmund machte sie wie ehemals zu geheimen Versuchswesen wider Justus, und zu ihnen gesellte sich Beate, die zuweilen noch in's Haus kam und ihren „Musje“, wie sie Edmund noch immer nannte, nun wieder ebenso beklagte und Schäßlein jetzt für einen schlechten Kerl hielt, weil er das Haus übernommen, als sie früher eine wüthende Seguerin Edmund's zu Schäßlein's Gunsten gewesen war.

Justus hatte schon von Alters her den Ruf genossen, stets zuerst auf seinen Vortheil zu sehen, und seine dextrische Weise, mit den Leuten zu verkehren, trug nur dazu bei, an seinem Gemüth gänzlich zweifeln zu lassen. Als aber nun gar Edmund's Neue bekannt geworden und daß, seit Justus Besitzer des Hauses sei, ersterer sein Vaterhaus verlassen mußte, bezeichnete alle Welt die Stirn des Trödlers mit dem Reinszeichen des raubgierigen Wucherers. Dieser allgemeinen Verdammung schien die Familie Schäßlein erliegen zu müssen. Wohl fühlten Mutter wie Tochter, daß Justus in Bezug auf Edmund recht hatte, seine Handlungsweise wohl hart, aber nicht unredlich war, doch kamen sie eben so wenig wie alle anderen über die Thatfache hinweg, Schäßlein sei Herr des „kalten Steins“, habe sich vermög der Hypothek einen Besitz angeeignet, der mehr als noch einmal so viel Werth war, als Justus rechtlich zu fordern hatte. Daß Edmund, zumal da er eine Stellung erhalten und ernstes Streben zeigte, bei Mutter und Tochter um so mehr gewinnen mußte, lag in der Natur der Ereignisse.

Diesem allgemeinen Sturm trat der Trödler mit eiserner Stirn entgegen, nahm ruhig das Haus in Besitz und sorgte nun dafür, daß es sich recht hoch verintereffire. Bis unter's Dach ward es vermietet, jeder Winkel benützt, um Geld zu verdienen. Nur Wohn- und Schlafzimmer des alten

Lofua im ersten Stock blieben unangetastet, unermietet, er ließ aber darin verschiedene Veränderungen vornehmen und benutzte die Räume, um seine werthvolleren Gegenstände dort unterzubringen, da ihm der Boden doch ohnedies zu eng ward. Mathilde wie die Mutter waren indessen nie zu bewegen, jene Räume zu betreten, und verhielten sich in Betreff des Hauses ganz theilnahmlos. Die heiligen Stätten der Vergangenheit waren ihnen zu sehr entweiht, und enger denn je schlossen sie sich von aller Welt in ihren vier Pfählen, ja selbst gegen Justus ab. —

Wie getheilt anfänglich auch die öffentliche Meinung über Edmund Hennings war, wie sehr die Schandenfreude so manches schlechten Gesellen auch über den Skandal seiner Scheidung frohlockte, neigten sich doch, nachdem sein Ende offenkundig war, die Herzen aller Besserdenenden ihm wieder zu. Die Theilnahme für ihn wuchs mehr und mehr und erhielt unvorhergesehene Nahrung durch der Vollenstündens ferneres Leben, das bald der öffentlichen Verdammung anheimfiel.

Astarte und die alte Baronin hatten durch die Scheidung ihre persönliche Freiheit und, was sie bisher nie besaßen, ein ziemlich ansehnliches Vermögen erworben. Eifrig waren sie nun bedacht, den Flecken von ihrem Wappenschild zu waschen, welcher ihm durch die bürgerliche Verbindung mit Hennings anhaftete, und bei den Empfindungen, die Graf Lantred von Silbern Astarten stets gewidmet, angesichts der neuen Proben seiner Freundschaft, mußte es nicht schwer fallen, diesen allerweitesten Champion als Gatten zu gewinnen und sich endlich auf die Zinne des Glücks, zu dem Glanze des Hofes zu erheben. Mutter und Tochter begannen also ein wahrhaftes Sturm- und Wetterleben, ließen keine Kriegslust unbenützt, um den Sieg über den Adjutanten zu erringen. Bei einer Aftaque, welche die Alte gegen Silbern obermals unternahm, während Astarte Unwohlsein vorschützte, erklärte der Graf der Mama: daß von einer Verbindung zwischen ihm und Astarten nicht die Rede sein könne! Einmal wünschte er nicht, nachdem man ihn verischmäht, hinter Hennings Nachlese zu halten. Er habe sich ferner überzeugt, Astarte's Gefühle würden mehr von dem materiellen Wohlsein und

Stelle des „Rechtsstaates“ ist es mit einer neuen Auflage des alten unumchränkten Polizeistaates auch ganz zufrieden.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ sucht dadurch für den Erlaß Stimmung zu machen, daß sie auf die Erfolglosigkeit und Rostlosigkeit der meisten Streiks hinweist. Wir wollen das einmal einen Augenblick voraussetzen — ist damit etwa bewiesen, daß die Polizei nach Gutdünken diesen Streik erlauben und jenen verbieten darf? Die „Nordd. Allg. Ztg.“ mag Recht haben: „wenn das Fazit der Streiks so häufig ein negatives für die Arbeiter ist, so wird generell daraus geschlossen werden müssen, daß die Streikführer als solche nicht zu denjenigen Personen gehören, welche die Sache richtig beurteilen oder auch nur richtig beurteilen konnten“ — aber folgt daraus, daß die Behörden ein besseres Urtheil haben? Und selbst dieses zugegeben: mußte man den Arbeitern nicht eine entwürdigende Rolle zu, wenn sie ihr eigenes Schicksal nicht mehr selber in den Händen haben sollen? Und welche Organisationen hat man denn seitens der Regierung geschaffen, um für eine gerechte Schlichtung der Lohnstreitigkeiten bürgen zu können? Wo sind die Arbeitskammern, die Schiedsgerichte, welche man von Seiten der Arbeiter immer verlangt, von Seiten der Regierung ebenso regelmäßig abgelehnt hat? Als eine Maßregel des Friedens kündigt sich die Verhütung des Herrn Ministers an, aber wir fürchten, eine ganz andere Saat wird aus ihr aufgehen.

Zur Polenfrage. Bei einer Besprechung des Anknüpfungsgesetzes räumt die „Kreuzzeitung“ ein, daß die heikelste Frage sei, wo das Kolonistenmaterial herkommen solle. Die schlechten Weber, auf die man hingewiesen habe, seien zu schwächlich und von zu geringem Selbstvertrauen, die nord- und westdeutschen Bauern und noch mehr die süddeutschen seien an Besseres gewöhnt. Schließlich meint das konservative Blatt, viel beachtenswerther erscheine der Vorschlag, die Kolonisten aus russisch-Polen und Volhynien kommen zu lassen: „Dort will man sie russifizieren gern los werden und wird der Auswanderung keine Hindernisse bereiten, wir aber erhalten ein Material, welches an die rauhe Natur des Ostens in jedem Sinne gewöhnt ist und deshalb gern mit Allem vorlieb nehmen wird, was wir ihm bieten können.“ Es liegt Humor und eine treffende Kritik des in aller Eile beschlossenen Hundert-Millionen-Gesetzes in der Idee, das nationale Werk der Germanisierung der polnischen Landesheile durch laienlich russische Unterthanen aus Volhynien und Polen vollbringen zu lassen.

Gegen die Uebertreibungen der deutschen Chauvinisten, welche nicht genug von dem Haffe der Franzosen gegen alles Deutsche zu erzählen wissen, wendet sich eine Pariser Korrespondenz der „Post.“ in folgender Weise: Von einem allgemeinen Ausbruch des Chauvinismus, von einer Deutschenhege im eigentlichen Sinne kann nicht die Rede sein, und es würde schwer halten, hierfür annehmbare Beweise und Belege beizubringen. Die Masse des Volks denkt heutzutage weniger als jemals an die Revanche. Bei den Bauern, der Landbevölkerung, welche die Lasten des Krieges zu tragen haben, ist niemals von Revanche die Rede gewesen. Bei der städtischen und Arbeiterbevölkerung haben sich die Revanchegedanken sehr abgeflacht und selbst verflüchtigt. Die Geschäftleute und Gewerbetreibenden klagen über schlechte Zeiten, aber sie wissen sehr wohl, daß ein Krieg dieselben noch verschlimmern würde. Der Wettbewerb Deutschlands ist ihnen sehr empfindlich, aber sie sind zu sehr an Wettbewerb unter sich und mit anderen Völkern, namentlich mit England gewöhnt, um deshalb sich in chauvinistischem Deutlichkeit zu ergeben. Nach ihren eigenen Grundrissen können sie Deutschland das Recht des Wettbewerbes am wenigsten vertragen, nur verlangen sie vielfach nach höherem Schutz, der ihnen auch in manchen Fällen schon gewährt worden ist. Unter den Arbeitern hat von jeher viel Kosmopolitismus geherrscht. Nur wenn, wie jetzt, Arbeitsmangel fühlbar wird, macht sich aus Brodneid Haß gegen ausländische Arbeiter bemerkbar. Aber derselbe ist ebenso gut gegen italienische und belgische, wie gegen deutsche Arbeiter gerichtet. Selbst die Hegezeiten der Patriotenliga haben in geschäftlichen und Arbeiterkreisen keine Bewegung gegen Deutschland hervorbringen vermocht, sondern nur vereinzelte kleine Zwischenfälle verursacht. Kaufleute, Fabrikanten und Arbeiter sind viel eher geneigt, die Regierung wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage zur Verantwortung zu ziehen.

Beachtung seitens der Freunde des Sozialistengesetzes, welche die sozialistische Agitation nicht genug verurtheilen können, verdiente die Rede des Richters Cave im Londoner Sozialistenprozess. Der Schluss derselben lautete: „Wenn Sie nach allem, was vorgebracht wurde, meinen, daß die Angeklagten die volle Absicht hatten, zu Gewaltthätigkeiten aufzureizen, dann müssen Sie sie schuldig finden; wenn Sie dagegen finden, daß dieselben durch den ehrlichen Wunsch getragen wurden, das Elend der Arbeitslosen zu mildern, es durch verfassungsmäßige Mittel vor das Publikum zu bringen, so sollten Sie nicht zu schnell bei der Hand sein, einige in der Erregung des Augenblicks hervorgehobene hitzige Worte herauszugreifen.“ — Wir Deutschen müssen mit einigem Neid auf derartige Richter blicken.

dem äußeren Glanze bestimmt, als jener inneren Liebesfähigkeit des Herzens, die denn doch eine Ehe nicht so ganz und gar entbehren könne, wie das eigene Beispiel der Dame beweise! Wenn aber Astarte in ihrer Weise glücklich sein wolle, was er als Freund herzlich wünsche, möge sie doch die feurige Zuneigung des Prinzen Arthur akzeptiren, welcher schließlich wünsche, durch ihn vorgestellt zu werden! — Ein Schlag aus heiterem Himmel war das! Von dem babylonischen Thurm eitler Illusionen stürzten beide Frauen tief in den Abgrund, der ihnen eigentlich gehörte. — Alle Thränen und Verzweiflung, alle Sehnsuchtskämpfe nach ihrem früheren Loos an Edmund's Seite kamen für Astarte zu spät, und in tiefster Verzweiflung verließ sie mit Mama die Residenz B. für immer.

Denning's an das Schreibpult und seine Akten gebannt, hatte nur das eine Ziel, seine Schuldigkeit zu thun. Er lernte arbeiten! Der Drang, sein Unrecht gut zu machen, die alten Jugendbilder, welche ihm mit wunderbarer Frische zu höchster Dual von Neuem erstanden, die immer heißere, hoffnungslosere Sehnsucht nach Mathildens verlornem Liebe, der Schmerz ihrer unwerth zu sein, ihr doch entsagen zu müssen, trieben ihn zu einer förmlichen Arbeitswuth, einer ruhelosen Emsigkeit, seine Vergangenheit und Zukunft, seinen Schmerz wie sich selbst zu vergessen. Buchmann sah dem Treiben mit großem Mißtrauen zu. Seine Furcht aber, dieser Arbeitstheib werde sich bald genug erschöpfen, bestärkte sich nicht. Edmund bedte wieder vor der Schwierigkeit noch der ermüdenden Länge der Arbeit zurück, ja, indem er sich ganz über seinem Beruf vergaß, lernte er dessen Wichtigkeit nicht nur schätzen, sondern hatte Freude an ihm, einen Stolz, sich als Theil seiner Macht zu fühlen, welche belebend die Adern des Staatslebens durchdringt. Da Edmund entschieden begab, von glücklichem Schicksal und Kombinationsvermögen war, als Jurist alle Seiten des Rechts kennen gelernt hatte, gehörte er bald zu den fähigsten Beamten Buchmann's, lenkte die Aufmerksamkeit einflussreicher Männer auf sich, und sah sich nach und nach von allseitigem Vertrauen geehrt. Ein Gefühl von Würde und Befriedigung durchdrömte ihn, von dessen Schöne er nie einen Begriff gehabt, und wäre die leidige Vergangenheit

Dr. Miquel soll und muß Minister werden — wenigstens wollen das die Nationalliberalen. So lesen wir in einem Blatte dieser Partei: „Gewiß, Herr Dr. Miquel leidet noch immer Grippe als Mitglied des preussischen Staatsrathes und des Herrenhauses, aber weitauß den größten Theil seines Könnens, seines Wissens, seiner Einsicht widmet er der Verwaltung eines zwar großen Gemeinwesens, aber immerhin eines kleinen Wirkungskreises im Verhältnis zu dem Maß seiner Kraft. Ein solcher Mann muß auf anderem Plage stehen, ein solcher Mann muß direkt und unmittelbar einwirken auf das Ergehen unseres ganzen Vaterlandes.“ — Miquel soll also einwirken auf das Ergehen unseres ganzen großen Vaterlandes! Und dabei kneist der edle Herr bei den Reichstagswahlen immer ganz eifrig aus, den nationalliberalen Kämpfern dritten Ranges die Führerschaft überlassend. Miquel ist eben ein kluger Mann — er hat zu seiner eigenen Ehre im Herrenhause eine glänzende Rede gehalten, nun läßt er die Partei eben in der Dinte sitzen.

Ueber die beabsichtigte Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens wird der „Kölnischen Volks-Ztg.“ aus Berlin geschrieben, es werde „im Staatsministerium der Plan erwogen, ob es nicht möglich sei, das Feuerversicherungswesen in den östlichen Provinzen wenigstens in den Händen der Provinzial-Sozialitäten oder anderer ständischer oder landständischer Korporationen zu monopolisieren. Als Versuchsfeld soll Bommern aussersehen werden. Die Regierung und die interessirten Sozialitäten scheinen nur noch nicht klar darüber zu sein, ob man die privaten Gesellschaften für den Ausschluß von einem Theile ihres bisherigen Geschäftsbereiches entschädigen muß, eine heikle und lösspielige Frage, die man, wie das katholische Blatt meldet, im Interesse des kleineren, in den Aktien jener Gesellschaften niedergelegten Kapitals ganz bestimmt nicht wird vernichten können. Aber auch die Hauptaktionäre, in deren Familien jene überaus werthvollen Papiere durch Generationen hindurch vererbt zu werden pflegen, haben mindestens denselben Anspruch auf Entschädigung, wie ihn ehemals die Aktienbesitzer der verstaatlichten Eisenbahnen mit Recht und Erfolg erhoben haben.“ Der Korrespondent der „Köln. Volks-Ztg.“ meint, daß, „wenn auch prinzipiell gegen eine solche Verstaatlichung nichts einzuwenden sei, man in Zukunft werde doch mit größerer Vorsicht verfahren müssen. Im Uebrigen wird man auch dem Prinzip der Konturrenz, wo es heilsam ist, seine Berechtigung lassen müssen.“ — Wie rüch-sichtsvoll die Herren doch immer gegen das „Kapital“ sind.

Urtheile über die Diktandenprozesse. In einem Punkte, so schreibt die „Frankfurter Zeitung“, gehen die Ansichten der Gerichtshöfe zweiter Instanz auseinander, nämlich in der Frage, ob die Annahme von Partei- oder Privatdiktanden von Seiten eines Abgeordneten „wider die Ehrbarkeit“ verstoße oder lediglich ein unerlaubtes Geschäft sei. Der Raumburger Gerichtshof hat besonders das Unerbäre des Diktandenbezugs betont, der Königsberger weist diese Auffassung entschieden zurück, indem er in der Urtheilsbegründung sagt: „Von einem „wider die Ehrbarkeit“ laufenden „verwerflichen“ Zweck kann nicht die Rede sein, wo es sich um die Ueberschreitung eines nach hartem Kampfe durchgeführten Verbotes handelt, um ein Verhalten, das in ähnlichen Fällen, z. B. bei der Annahme von Entschädigungen seitens der Herrenhausmitglieder, bei der Annahme der Eisenbahn-Freikarten seitens aller Mitglieder des Reichstages, und beanstanden gelobt ist.“ An sich ist diese Differenz in den Motiven nicht von Bedeutung, sie verdient nur insofern Beachtung, als die governementale Jurisprudenz die nach der Fehlschlag erster Instanz in der „Nordd. Allg. Ztg.“ zum Worte kam, den Hauptakzent auf die „turpis causa“, auf das Unerbäre des Diktandenbezugs legte und das übrige Missverhältniß ihm sogar dreifachte, von Abgeordneten zweiter Klasse oder Güte zu reden. Diesen Herren ertheilt das Königsberger Gericht, indem es die Annahme von Diktanden und die Benutzung der Eisenbahnfreikarten in Punkt Ehrbarkeit gleichstellt, eine angemessene Deltion. In der Sache selbst wird ja nun das Reichsgericht das letzte Wort zu sprechen haben.“ — „Rein Gericht der Welt“, so schreibt die „Weser-Zeitung“, „wird die öffentliche Meinung überzeugen, daß die Annahme des Erlages barer Auslagen im Dienste einer politischen Partei auf gleicher Linie mit dem siehe, was die Verfasser des preussischen Landrechts sich unter unerlaubtem Gewinn aus unehrbaren Geschäften dachten, auf gleicher Linie mit dem Erwerbe eines Spielers, eines Kupplers oder eines Lieferanten von falschen Münzstempeln. Während der zwanzig Jahre, die hinter uns liegen, hat man immer angenommen, daß die Diktandenlosigkeit der Reichstagsmitglieder ihr natürliches Korrekktiv in der Befugniß der Parteien finde, durch eigene Opfer auch unbemittelten Männern ihres Vertrauens den Eintritt in die Volksvertretung möglich machen. Daran wird ein Gerichts-erkenntniß auch mit den schärfsten Deduktionen nicht ändern. Der Erfolg der unternommenen Aktion kann daher auch nur die Form und die Oberfläche der Sache berühren. Die Form wird minder aufrichtig und direkt sein als bisher, und das ist sehr zu beklagen. Aber nicht die Parteien sind dafür verantwortlich zu machen.“ — In demselben Artikel heißt es noch: „Die Reichsverfassung zu beachten ist Bürgerpflicht; heit nicht gewesen, er hätte sich wahrhaft glücklich gefühlt. Während zweier Jahre fast sah er Schäglein's, außer ein paar flüchtige Begegnungen, nicht, vermied er doch absichtlich den „kalten Stein“, wenn er ausging. Das schmerzliche Vergnügen aber konnte er sich nicht verlagern, an Mathildens Geburtstag anonym ein kleines Geschenk, einen Blumenstrauß zu senden. — Wer der eigentliche Geber war, ahnten wohl Alle, und in Mathildens Herzen stieg der Jugendgeliebte um so höher, je günstiger sich Buchmann, der öfter wieder bei Schäglein einkaufte, über ihn aussprach.

Eines Tages, nachdem Edmund eine ziemlich schwierige Denkschrift ausgearbeitet und abgeliefert hatte, ließ ihn der Rabinetrath hinauf in sein Audienzzimmer rufen.

„Erzellenz haben befohlen?“
„Ja, mein lieber Denning's. Ich habe das Konzept Ihrer Arbeit gelesen und bin ganz außerordentlich zufrieden damit! Sie sind ein fähiger, fleißiger und ehrenwerther Beamter, und da Sie schon längst Funktionen übernommen haben, die einer höhern Charge zulommen, ist auf meinen Antrag Se. Majestät so gnädig gewesen, Ihnen dieselbe zu bewilligen. Sie sind fortan Sekretär im Zivilkabinet mit tausend Thalern Gehalt, und ich freue mich, daß Sie mir nun noch näher treten. Hier ist Ihre Befähigung!“ Lächelnd reichte ihm Buchmann die Ordre seiner Erhöhung und schüttelte seine Hand.

„Erzellenz!“ rief Edmund fast erschrocken, „wie soll ich Ihnen danken, was Ihnen sagen?! Sie kennen meinen ungeligen Lebenswandel zu genau, um nicht mit empfinden zu müssen, daß dies die erste Stunde ist, wo ich mich weniger erdrückt von Gewissensqualen fühle, ja eitel genug bin, wieder zu hoffen, mich wieder zu achien. Was ich errang, danke ich allein Ihnen; ach, ich kann's nur mit der heißen Bitte zu Gott lohnen, er möge die schöne That, durch die Sie einen Unglücklichen gerettet haben, Ihnen mit reichster Freude an Ihren Kindern lohnen! O, hätte mein guter Vater den Tag erlebt!“

„Liebster Denning's, ich danke Ihnen dafür recht herzlich, in seinen Kindern lebt man ja nur! Ich muß Ihnen

man wird sich also streng nach ihren Vorschriften richten müssen. Aber man wird sich überlegen, wie man die Unterstufungen, da dieselben doch an sich nichts Unerbärlisches sind, so einzurichten habe, daß sie nicht unter das Verbot der Verfassungspatagraphen fallen. Eine solche Einrichtung finden, wird nicht schwer fallen, und Cato selbst könnte darauf nichts einwenden.“

Dänemark.

Ueber die dänische Sozialdemokratie läßt sich die „Berl. Tid.“ in einer längeren Abhandlung aus. „Wenn man bei uns“, heißt es in derselben, „einen sozialistischen Arbeiter verstehen unter „Freiheit“ keineswegs, daß er die Arbeiter freisetzt, zu arbeiten, wenn sie solches vorziehen, diesen sollen gezwungen werden, zu streiken und in einem Aufstande theilzunehmen. Unsere Bauern werden den Sozialismus in der gleichen Weise zu kosten bekommen, wie es die belgischen Bauern mußten. Es empfiehlt sich, dieselben darauf achten, daß in Belgien nicht nur „Hörhöfe“ ausgeplündert wurden, wie ein dänisches Blatt selbst erzählt. „Müssen von Leuten“, sagt dies Blatt, „etwas abwärts wohnen, mußten mit reichlichem Gelde unsere Bauern, die von der großen Heerstraße entfernt waren, werden gut thun, hieran zu denken. Sie dürfen darauf rechnen, daß, wenn wir derartige Szenen erleben, sie in Belgien sich ereigneten, die plündernden Scharen nicht unterlassen werden, ob der Betreffende ein freies Einkommen oder ein Angehöriger der Rechten ist. Es demselben einfach bedeutet werden, daß das „Voll“ von Auslieferung seines Geldes u. verlangt und dies wird er thun gezwungen sein, wenn er seines Lebens und seines Aiges sicher sein will.“ — Man sieht, der Mittelstand ist überall in gleicher Weise bearbeitet, um ihn vor den Sozialisten graulich zu machen. Leider finden sich immer Dumme, welche die schlimmsten Schauermärchen glauben. Setzt man diese Verleumdungen offiziöserseits weiter so fort, wird allerdings eine friedliche Auseinandersetzung schwieriger und aussichtsloser.

Schweiz.

In St. Gallen beschloß eine zahlreiche Versammlung Arbeiter fast einstimmig die Gründung einer Union sozialistischer Arbeitervereine und Gewerkschaften von St. Gallen behufs gemeinsamer Wahrung und Förderung der Interessen dieser Arbeiterschaft.

Oesterreich-Ungarn.

Für die Einführung eines Handbogens in Wien wird in österreichischen Abgeordnetentreiben seit langem lebhaft plädiert, welches die Aufhebung der Fleisch-Weinsteuer für ganz Oesterreich und des Oktroi in den geschlossenen Städten ermöglichen soll.

Rußland.

Die „N. Wr.“ kann folgendes aus dem Entwurf zur Regelung der Arbeitskontrolle mittheilen. Die Staats- und Lohnabzüge dürfen nur ein gewisses Maß erreichen, unterliegen der Kontrolle des Fabrikinspektors. Der Arbeiter kann zu keinerlei anderer, als der in seinem Buche vorgeschriebenen Arbeit angehalten werden, was unter Umständen schwierig fallen dürfte; für Kündigung, Herabsetzung der beistage und Stunden wird eine zweiwöchentliche Frist festgesetzt; der Lohn darf nur in barem Gelde ausgezahlt werden. Neu ist auch die Bestimmung, daß alle Art Strafgelder in die Kasse des Arbeitgebers fließen, sondern in gewisse zu wohlbekanntem Zwecken, selbst in dem Falle, wenn die diktanden Maschinen oder Materialien verdorben oder verschleht haben. Freilich müssen die Arbeiter, wenn sie über die Kündigungsfrist nicht einhalten, sich straflos stellen, wovon und können dann einer Arreststrafe von 1-3 Wochen gewärtig sein (im umgekehrten Falle aber kann der Arbeitgeber den Fabrikanten nur eine Entschädigungszahlung machen); handelt es sich dabei um einen Streik, so wird Strafmaß natürlich noch erheblich verstärkt. Viel haben Arbeiter also nicht zu erwarten, aber eine geringe Verbesserung dürfte der Entwurf doch herbeiführen.

Die auch von uns wiedergegebenen Nachrichten von geplanten Attentate auf den Czaren werden von französischen Blättern, welche Fühlung mit dem Nihilismus haben, leere Polsterfärbung bezeichnet.

Ein vorgefunden in Petersburg veröffentlichtes Gesetz den Einfuhrzoll auf Kupfer und Kupferfabrikate. Der Zoll trägt nunmehr in Goldlophen pro Pud: auf Kupfer und kupfergelegte Metalle in Stangen z. 250, in Tafeln Kupfer- und Messingfabrikate 375, Draht aus Kupfer, Eisen und legirten Metalllegierungen 400, Drahtfabrikate aus Kupfer und Kupferlegierungen 550, Fabrikmaschinen, Apparate, Kupfer und Kupferlegierungen 350 Goldlophen pro Pud; sind Metall- und Mineralerze (ausgenommen Kupfer- und Eisen) sowie Graphit in Stücken und pulverisirtes Eisen mehr mit 4 Goldlophen pro Pud zu verzollen.

aber doch in Bezug auf meine Wohlthaten sehr aus Traume helfen. Ihre heutige Erhöhung, Freund, Sie sie allein verdient! Sie ist Ihr Werk und das Resultat reiblicher Anstrengungen. Das ich ein bißchen helfen, na ja, ich thar's gern, als ich sah, Sie seien ein respektabler, fähiger Mensch. Daß Sie aber vor Jahren hier überhaupt ange stellt wurden, daran bin ich, sondern der alte Trödler Schäglein schuld. Sie sind zu sehr kompromittirt, als daß ich's so ohne Weiteres hätte wagen können. Aber der Trödler, der alte verwerfliche Drummbar, hat so lange gebeten, mich so in die Gänge trieben, daß ich alle Scheu überwand und es mit Ihnen versuchte! Dem müssen Sie danken! Justus war ein eigentlicher Helfser und weiß Gott in einer Art, daß ich ihn bewundern und verehren muß!“

Edmund wankte. Todesblässe bedeckte sein Gesicht, glaubte sterben zu müssen.
Erzellenz, ich kann nichts erwidern, die Schuld haben den alten Mann prekt mir das Herz ab! — Erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehen darf. — Durch Fleiß will ich meiner neuen Ehre werth machen!“

„Das werden Sie auch, lieber Denning's, nur lassen Sie's werden Sie wohl noch nicht viel Geschicktes machen, ich dispensire Sie also. Benutzen Sie den Tag und Sie Ihr Glück allen Demen, die daran Theil nehmen.“ Edmund verbogte sich, schritt hastig grüßend durch den Bureau und eilte dem „kalten Stein“, dem Vater des alten Schäglein zu.

Die Familie des Trödlers war sehr unvorbereitet so plötzlichen, unerwarteten Besuch. Mutter Christine, dem Mädchen in der Küche, Mathilde saß in der Stube am Hinterfenster und näherte, Justus ordnete eben geschäftig im Laden mehrere unlängst erst gekaufte Waarenstände.
Das Herz schlug Edmund gewaltig, als er sein Haus wieder sah. Wie er unter den Schragen erschauerte, das Haus entlang schritt, fielen die Schragenleute wie zusammen, sie hatten ihn erkannt. Er erröthete wohl, zog er grüßend vor ihnen den Hut — vielleicht das Mal im Leben.

Die Mathelin in Verwaltung will Leon von Wieder weil die Rückgegangene rümpelt hat fährlichen „Gri du pe ganz auf e denen imm hin bleiben

Dem ralen Part hören, verp Ho m e r u macht ihren hängig, d ausgehlof vorgeschlo kosten und britischen Steuerzah Grundbesi Stande sei mit den P Anwesen Gomerule- Gladf Bestigung i abend mit dahin wur Bahnhofe Klud an th einem in Gomerule- sagte, zu habe und in

Ständerin ministere land, Herr dürfte „Jel binzu: „L and thun London zu

Die Italiens t der Umgeb Liga gebill land versch glicher die unter den

Da d zu Bauwe nehmungen scheidt den nicht zustän Vorstreckun

Borich Grieche aus Londo Grofmacht in Athen derung rich soll jede V Braus ent forderung sollen die G schiffe zurück Hsten der stand seitte und verfeil Verfehr m griechischen stand zu bi

Aus Eponen d etwa 100 unbederdt dem Injun Ihren Aus muthigt.

Alles durch die Wohlthum zwischen dem spielt.
Er rücte ihm, rücte „Gute nicht äbel, meine Best im Zivilfall wollte ihn

„Sie Christine!“ Edmund b 'rein, Kind Laden, ind noch? Das vor dem D während d Gesicht.

Rein Mathilde e „Ja, Edmund m gebracht G zellenz von für mich b Gränder m haben Sie der Ihren welches Ed Undank, m Ihnen ver fähigen Zu und der S tiefgekränkte wenigstens Dein Mitthe Er hat

Frankreich.

Die Unterhandlungen zwischen den Arbeiterdeputierten Michelin und Blanteau mit der Regierung und der Grubenverwaltung von Decazeville werden eifrig fortgesetzt, doch will Leon Say, der Präsident des Ausschusses, nichts von der Wiederaufnahme sämtlicher Streitenden wissen.

Großbritannien.

Dem Vernehmen nach haben sich 70 Mitglieder der liberalen Partei, wozu 30 dem radikalen Flügel derselben angehören, verpflichtet, gegen die zweite Fassung der irischen Home-Rule-Vorlage zu stimmen.

Die sozialistische Bewegung in den bauerlichen Kreisen Italiens tritt immer stärker hervor. Unter den Feldarbeitern der Umgebung von Roma hat sich ebenfalls eine Widerstands-Liga gebildet und mit dem Verein der Handarbeiter in Mailand verschmolzen.

Italien.

Die sozialistische Bewegung in den bauerlichen Kreisen Italiens tritt immer stärker hervor. Unter den Feldarbeitern der Umgebung von Roma hat sich ebenfalls eine Widerstands-Liga gebildet und mit dem Verein der Handarbeiter in Mailand verschmolzen.

Balkanländer.

Vorschläge zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Griechenland hat nach einem Telegramm der „Köln. Zig.“ aus London die englische Regierung den Vertretern einiger Großmächte gemacht.

Afrika.

Aus Suakim wird gemeldet, daß nach Berichten von Espionen die Podentkrankheit in Tamai um sich greife und etwa 100 Menschen täglich wegtrage.

Gerichts-Zeitung.

Der Zivilprozeß der hinterbliebenen Kinder des am zweiten Pfingstfesttage so früh ums Leben gekommenen Redakteurs Richard Jüterbock gegen den Steueranfänger Richard Raab gelangte gestern vor der zweiten Zivilkammer des Reichsgerichts I zur Verhandlung.

Reichsgerichts-Entscheidung.

Reichsgerichts-Entscheidung. (80 pSt. Bins.) Wegen gewerkschaftlicher Wucherung war am 19. Februar der Trödler Wilhelm Hermann Hanisch aus Neustadt-Leipzig vom Landgerichte zu Leipzig zu 6 Monaten Gefängnis, 300 M. Geldstrafe und 1 Jahre Ehrverlust verurteilt worden.

Reichsgerichts-Entscheidung.

Reichsgerichts-Entscheidung. Leipzig, 19. April. (Münzverbrechen.) Der Kaufmann Alexander Hock in Frankfurt a. M. wurde am 5. März d. J. vom Schwurgerichte in München zu 1 Monat Gefängnis verurteilt, welche Strafe durch die Untersuchungshaft für verbüßt erachtet wurde.

zudem Schmerz an und benehete ihre Hände mit Küssen und Thränen.

„Edmund, armer Edmund!“ Mehr konnte sie nicht flammeln. Ihr Blick eilte zitternd von dem jungen Manne zum Vater, der lächelnd vor sich niederblickte.

Mutter wie Tochter hätten so gern den Alten um Erklärung dessen gebeten, was ihnen wie ein wunderbarer Traum vorkam. Doch sie wagten's nicht, als fürchteten sie, in nächster Minute aus dem saßen Jauber gerissen zu werden, der auf ihnen lag und in ihr Ohr so Hölles von lichter Zukunft raunte.

(Schluß folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Die Druckerei in Eltville im 15. Jahrhundert. Johann Gutenberg hatte bekanntlich zu Ende des Jahres 1455 seine Druckerei Einrichtung durch richterlichen Spruch an Johann Fust gelöst, wodurch das Verhältniß der Firma Gutenberg-Fust gelöst war.

und verwarf daher die Revision, da man mit Recht annehmen könne, daß die Spielmarken als Material zur Anfertigung falschen Geldes benutzt seien.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Der Selbstmord wird, so meinte Fürst Bismarck im Reichstage, in der sozialistischen Gesellschaft ein grassirendes Uebel werden — wir wissen nun nicht, auf welche Weise sich bei solchem Ausspruch der Kanzler stützt; es kann doch eigentlich dabei nur von einem Glauben, einer Meinung die Rede sein.

Zur Unfallversicherung. Der Bundesrath hat in seiner Sitzung vom 15. d. M. die Bildung von fünf neuen Berufs-genossenschaften beschlossen. Es sind dies: 1) Expeditionen-Verbands-Genossenschaft für das gesamte Reichsgebiet; 2) Fuhrwerks-Verbands-Genossenschaft, ebenfalls für das ganze Reichsgebiet; 3) Besondere Binnenschiffahrts-Verbands-Genossenschaft für das Gebiet des Rheins und seiner Nebenflüsse sowie der übrigen westlich und südlich der Elbe und ihrer Nebenflüsse belegenden Gewässer (wie Donau, Elbe, Weser etc.); 4) Elbschiffahrts-Verbands-Genossenschaft für das Gebiet der Elbe und ihrer Nebenflüsse (der Havel jedoch mit Ausschluß der Strecke zwischen Fürstberg und Spandau) sowie für das Gebiet der Provinz Schleswig-Holstein; 5) Ostdeutsche Schiffahrts-Verbands-Genossenschaft für das Gebiet der Oder und ihrer Nebenflüsse, der Havel zwischen Fürstberg und Spandau sowie aller übrigen, östlich vom Bezirk der Elbschiffahrt-Verbands-Genossenschaft belegenden Gewässer (Weichsel, Pregel, Memel etc.).

Fabrikinspektion.

In diesem Jahre sollen bekanntlich die amtlichen Mittheilungen aus den Jahresberichten der Fabrikinspektoren eine Erweiterung erhalten, insofern, als nach dem Muster der österreichischen Fabrikinspektorenberichte ein orientirender Generalbericht beigefügt werden soll, für dessen Bearbeitung bereits eine geeignete Kraft im Reichsamt des Innern gemonnen ist.

Auch in Potsdam sind die Ortskrankenkassen nicht zum Besten bestellt.

Die allg. me. Ortskrankenkasse, die infolgent ist, wollte von der Stadt einen Vorschuß von 1200 M. Die Beiträge sollen überdies erhöht werden. Nach dem „B. N.“ erklärte Stadtv. Gasanitätsdirektor Blume am Freitag in der Stadtverordneten-Versammlung, daß die Ortskrankenkasse der Fabrikarbeiter ebenfalls eines Vorschusses bedürfe und die Ver-

wandt war, bekannt geworden war, ihn in der Ausübung der Druckerei unterrichtet, und ihm die Druckerei-Einrichtung mit Bewilligung des Dr. Homery leihweise überlassen hatte. Bestimmung vermehrte nun das Schriften-Material, druckte in Eltville den ersten datirten Druck dieses Ortes, den Vocabularius latinotextionius, stark aber vor Beendigung desselben, weshalb sein Bruder Niklas Bestermunze mit Wigand Spieß von Ortenberg den Druck fortsetzte und 1467 beendete.

Ein neuer Sprengstoff. Im „Wilhelmsbach“ in Mährisch-Osttau sind Versuche mit einem neuen Sprengstoff „Gelbhoit“ (Gehärdter Hellhof) gemacht worden. Man bezeichnet dieselben als gelungen. Burch wurde die absolute Gefahrlösigkeit des Sprengstoffes und seine vollkommene Unempfindlichkeit gegen Stöße, Reibung und Entzündung dargelegt.

Elektrizität aus der Apotheke!

Die „Berliner Klinische Wochenschrift“, eines der hervorragenden Organe der deutschen praktischen Ärzte, bringt die Beschreibung einer neuen, von dem bekannten Elektrotherapeuten Dr. Theodor Stein in Frankfurt a. M. erfundenen interessanten Heilmethode. Wir sprechen von derselben nachstehend:

Es ist die elektrische Heilmethode in den jüngsten Jahren zu einer solchen Höhe der Entwicklung gekommen, daß auf Grund theoretischer Erwägungen und praktischer Experimente für die einzelnen Krankheitsformen die Stromstärke, Stromdichte und Stromdauer in gleich präzisierter Weise herausgefunden worden sind, wie das mit der Verabreichung der meisten übrigen Heilmittel seit Jahrhunderten der Fall ist. Die für eine Elektrizitätsbehandlung geeigneten Nervenzustände sind meistens chronischer Natur. Je länger ein Krankenleiden besteht, desto mehr Zeit ist auf dessen elektrotherapeutische Behandlung zu verwenden. In vielen, ja in den meisten Fällen ist es nöthig, daß die einschlägige ärztliche Behandlung Wochen oder Monate lang fortgesetzt werde, um dauernde Erfolge zu erzielen. Ein richtiges Dosiren der Stromstärke und eine sachgemäße Applikation war bisher nur möglich, wenn der Patient täglich oder mehrere Male in der Woche in das Haus des Arztes kam, um sich den nöthigen Prozeduren zu unterziehen. Zwei Umstände jedoch treten der Verwendung des galvanischen Stromes in der Praxis hindernd entgegen, nämlich erstens Zeitmangel, zweitens Geldmangel. Die vielen Stunden, welche von dem Patienten und dem Arzt verwendet werden müssen, um zum Ziele zu gelangen, sowie die hohen Kosten, welche aus einer solchen Behandlung für den Patienten erwachsen, machen die Elektrizitätsbehandlung oft unmöglich. Die und da haben zwar Ärzte ihren Patienten Batterien ins Haus bringen lassen und ihnen ohne jegliche weitere Doctrin von Stromstärke und Stromdichte nach einmaliger Vorweisung der nöthigen Manipulationen die Applikation der Ströme in die Hand gegeben, dachten aber dabei nicht, daß eine sturehaltige Batterie täglich sowohl in Folge von Temperatur-Einfluss und Verdunstung der Flüssigkeit, als auch durch Abnutzung der in die Säure tauchenden Metalle einen indifferenten Strom abgibt. Auch meint fast ein jeder Patient, je stärker er einen Strom ertragen könne, desto rascher werde er geheilt! Wird es wohl einen rationalen Arzt geben, welcher seinem Patienten zur Beseitigung eines Nervenzustandes Bromkali, Chinin oder Morphium verordnet, ohne auf das Genauste die Form der Mischung, die Stärke der Dosis und die Zeit des Einnehmens zu bestimmen? Gewiß nicht. Er wird ein gewissenhaft überdachtes Rezept verzeichnen und auf demselben alle nothwendigen Vorschriften angeben, die für den Apotheker zur Anfertigung des Medikaments, sowie für den Patienten zu dessen Benutzung maßgebend sind.

Ganz ebenso sollte mit Verabreichung der elektrischen Energie zur Heilung von Krankheiten vorgegangen werden!

Es war das jedoch bisher nicht möglich, Mangel eines vollkommen konstanten und gleichmäßigen Elements, welches die Ströme in bequemer Weise erzeugt hätte. Auch liegt der vielfach beklagte Mangel der Verwendung ärztlicher Batterien nicht nur in deren mangelhafter Konstanz, sondern auch in dem Umstand, daß der Geruch der starken Säuren und deren Ausdünstungen schädlich auf die Respirationorgane wirken und auch sonstige Ungelegenheiten bei dem Transporte der säurehaltigen Batterien nicht ausbleiben können. Um daher das Defizit zu erfüllen, war es vor allen Dingen nöthig, daß ein ärztliches Normalelement geschaffen würde, das Monate lang seine Konstanz gleichmäßig bewahre und das keine Säuren, aber auch keine sonstigen, der Verdunstung ausgelegten Flüssigkeiten enthalte. Ein solches Element ist nun gefunden, indem der Eingangs erwähnte Elektriker zu diesem Zweck die Beimischung von Gelatine zu einer die Metalltheile des Elements erzeugenden Salzlösung empfohlen hat. Werden vier Theile Gelatine in 100 Theilen warmen Wassers gelöst, und hierzu die nöthige Quantität eines erregenden Salzes, zum Beispiel Salmiak oder Chlorzink gegeben, so entsteht eine halbflüssige Masse, in welche die Metalle des Elements eingesenkt werden. Diese Kombination liefert einen zu elektrotherapeutischen Zwecken vollkommen genügenden galvanischen Strom.

Nachdem der Arzt in seinem Speisezimmer oder während eines Besuchs im Hause des Kranken die Diagnose auf die zu heilende Krankheit gestellt hat und zur Ueberzeugung gelangt

ist, daß in dem betreffenden Falle der galvanische Strom, in einer gewissen Stromstärke und Stromdichte täglich ein bis zweimal oder wöchentlich, je nach der Lage des Falles, drei oder vier Mal angewandt, zur Heilung führen würde, bestimmt er nach seinem Galvanometer die nöthige Stromstärke und schreibt diese Verhältnisse: vorher den sonstigen für die Anwendung nothwendigen Bestimmungen gerade so als „Rezept“ auf, wie er es mit anderen Heilmitteln zu thun pflegt. Der Patient geht oder schickt zur Apotheke. Der Apotheker hat in einer geeigneten Anzahl die oben erwähnten kleinen konstanten Normal-Galvanoelemente vorräthig, stellt solche in einem kleinen Kästchen zusammen, misst an seinem Galvanometer den Strom, welchen die zusammengestellten Elemente geben, fügt ein Element zu oder nimmt ein Element weg, um, ebenso wie er es bei dem Abwiegen der auf einem Rezept zu einer bestimmten Mischung verordneten Medikamente zu thun pflegt, die auf dem elektrotherapeutischen Rezept verordnete Stromstärke zu erlangen. Das dem Patienten einzuhandigende, die nöthige Zahl von konstanten, sehr kleinen Elementen enthaltende Kästchen geht auf das Genauste nur die verordnete Stromstärke ab und es ist für den Patienten absolut unmöglich, mehr oder weniger Strom seinem Körper in der Weise, wie es ihm der Arzt gelehrt, zuzuführen, als in den Intentionen des letzteren gelegen ist.

Der Körperwiderstand eines Menschen beträgt je nach der Entfernung des Eintritts vom Austritte des Stroms, sowie je nach der Durchlässigkeit der Haut, je nach dem Sättigungsgrad der Gewebe, je nach der Beschaffenheit des Blutes mehr oder weniger „Widerstandseinheiten“ für den elektrischen Strom. Durchschnittlich schwankt derselbe, nachdem die aufgegebenen Stromausleitungsapparate, die sogenannten Anaphore, etwa eine halbe Minute aufgeschissen und mittelst derselben die Haut angefeuchtet ist, zwischen 500 und 1000 Widerstandseinheiten, je nach Länge der von dem Strom zu beeinflussenden Körperstrecke. Die von dem untersuchenden Arzte gefundene Größe muß demnach zur Bestimmung der von dem Apotheker zu verabreichenden Stromstärke mit auf dem Rezept vermerkt werden, ebenso der Widerstand des Galvanometers, durch welchen der elektrische Strom bei der Zumessung gegangen ist.

Um die verordnete Stromstärke zu erreichen, muß der Apotheker je nach der Angabe des Körperwiderstands des Patienten mehr oder weniger von den vorräthig zu haltenden Normal-Elementen in das oben erwähnte Kästchen zumensetzen. Da diejenigen Ärzte, welche sich speziell mit der Applikation des elektrischen Stromes zu Heilzwecken befassen, in neuester Zeit übereingekommen sind, daß die schwachen Ströme weit wirksamer und heilbringender für das erkrankte Nervensystem, als die bisher in Gebrauch gewesenenen aus Zinkbatterien resultirenden starken Ströme sind, so werden 6 bis 8, höchstens 10 bis 12 von den erwähnten kleinen Elementen genügen, um in den meisten Fällen den nothwendigen Strom zu liefern. Der Preis einer derartigen, aus der Apotheke erhältlichen Stromquelle wird sich je nach der Zahl der Elemente und Nebenapparate auf 25 bis 30 M. belaufen. Vergleichen wir hiermit die Kosten, welche eine aus nur viermonatlich ärztliche elektrische Behandlung erheischt und ziehen wir die Batteriespannung in Rechnung, welche sowohl für den Patienten als den Arzt durch Einführung des geschichteten Normalelementes und der auseinanderliegenden Verordnungsweise sich ergibt, so ist leicht ersichtlich, welche bedeutende Feld der Thätigkeit durch diese neue Erfindung auf dem Gebiete der Neurochirurgie sich erschließt.

Kommunales.

Die Stadtverordneten-Versammlung hält in dieser Woche keine Sitzung ab.

w. Die Schiedsmänner und die fremden Sprachen. In einer Privatklage wegen Beleidigung, in welcher der Kläger nur der englischen Sprache mächtig war, hatte der betreffende Schiedsmann die Ausübung seines Amtes auf Grund der Schiedsmannordnung abgelehnt, da er nicht englisch verstände. Der Präsident des Landgerichts I hatte hieraus Veranlassung genommen, den Magistrat um Mittheilung derjenigen Schiedsmänner zu ersuchen, welche einer der hier am häufigsten vorkommenden fremden Sprachen, russisch, polnisch, französisch und englisch soweit mächtig sind, um in derselben verhandeln zu können, zugleich war der Magistrat erlucht worden, in Zu-

kunft bei Wahl der Schiedsmänner möglichst darauf zu sehen, daß die zu Wählenden eine dieser Sprachen verstehen. Der Magistrat hatte dieses Ersuchen dahin beantwortet, daß er Bedenken trage, an die Schiedsmänner Anträge in Bezug auf ihre Befähigung der Beherschung fremder Sprachen zu richten, auch sich nicht für berechtigt halte, bei der Auswahl der Schiedsmänner von der Stadtverordneten-Versammlung, welche diese Wahlen ausführe, zu verlangen, daß die zu wählenden Kandidaten nach ihren Sprachkenntnissen gefragt werden, da der hierdurch zu erzielende Nutzen zu gering erscheine, auch schon ohne dieses Verlangen es oft schwierig sei, für das Amt des Schiedsmannes die geeignete Persönlichkeit zu finden, abgesehen von der Frage, ob Ausländer, die der deutschen Sprache nicht mächtig seien, überhaupt verlangen könnten, Schiedsmannbeamten gegenüber gestellt zu werden. Der Präsident des Landgerichts I hat jetzt nochmals seinen Antrag wiederholt, der Magistrat hat indessen befalls, aus den früheren Gründen, denselben wiederum abgelehnt.

w. Die städtischen Flußbadeanstalten beabsichtigt der Magistrat zu erweitern. So soll unter der linksseitigen Öffnung der Schillingstraße zwischen den dort bestehenden beiden Badeanstalten ein Schwimmbassin hergestellt werden. Die Badeanstalt für männliche Personen am Nordhafen soll bis zur doppelten Größe erweitert werden. Neben den vorhandenen Männerbadeanstalten an der Waisenstraße und an der Schleusenstraße soll je eine neue doppelt so große Anstalt als Schwimmbassin errichtet werden. Auch die Frauenbad-Anstalt am Nordhafen soll von ihrer jetzigen unglücklichen Stelle nach einer andern Stelle des Nordhafens verlegt werden. Der Magistrat wird bei der Stadtverordneten-Versammlung die Bewilligung der hierzu erforderlichen auf 33 400 M. veranschlagten Kosten beantragen.

Lokales.

er. Der Zirkularerlass des Ministers des Innern und die „Baugewerks-Zeitung“. Es unterlag von vorn herein keinem Zweifel, daß das von uns an anderer Stelle bereits mehrfach erwähnte Zirkular des Ministers von Büttlamer in den Kreisen der Innungs- und Arbeitervereine mit bestem Jubel aufgenommen wurde. Der „Baugewerks-Zeitung“, dem Organ der Berliner Innungsmeister im Baugewerbe, fällt mit jenem Erlass denn auch ein wahrer Mont-Blanc vom Herzen, und ihre verhaltene Sogedreude macht sich in folgendem Schlüsselwort über die ministerielle Verfügung Luft. Die „Baugewerks-Zg.“ schreibt in ihrer Nummer 32 vom 21. April: „Wir hoffen, daß diese ministerielle Verfügung, welche wohl auf die vorjährige Arbeitseinstellung der Maurer in Berlin und auf die neuesten belgischen Vorgänge zurückzuführen ist, von guter Wirkung für die friedliche Entwicklung der Lohnbewegung sein wird. Die Arbeiter sollen nach wie vor berechtigt sein, ihre Arbeitskraft nur für den ihnen gut dünkenden Preis zu verkaufen, aber sie sollen, wie dies leider bei fast allen Arbeitseinstellungen geschehen ist, auch Niemand verhindern, in die durch ihren Weggang entstandenen Lücken einzutreten. Wir können hierzu bemerken, daß seitens der Berliner Bauarbeitgeber mehrfach im vorigen Jahre während des Maurerstreiks Petitionen an das kgl. Polizeipräsidium gerichtet worden sind, deren Wünsche jetzt durch die ministerielle Verfügung erfüllt werden.“ Wir unterstützen unsern Lesern diese Kundgebung, indem wir noch besonders auf das interessante Geheimniß aufmerksam machen, welches die „Baugewerks-Zeitung“ in den letzten Seiten hier so offenherzig ausplaudert. Einer sachlichen Widerlegung bedürfen die obigen Ausführungen wohl kaum, und wir nehmen unsomehr hieron Abstand, weil die „Baugewerks-Zg.“ wahrlich im Gefäß hoher Prosektion sich nunmehr einfach auf das Lügen verlegt. Das Ministerorgan bringt nämlich in derselben Nummer folgende Notiz: „Guben. Am 16. d. Mts. haben die Zimmerleute die Arbeit eingestellt. Eine gütliche Vereinbarung mit den Meistern ist gänzlich erst angestrebt worden. Die Gesellen verlangen 2,75 M. pro Tag bei 11 stündiger Arbeitszeit.“ Wären haben kurze Beine; diese Lebensweisheit hätte sich die „Baugewerks-Zg.“ im Laufe der Zeit auch schon aneignen können. Wir halten dem edlen Organ hier einen Situationsbericht aus Guben entgegen, den wir der Nr. 10 a der „Beilage des Berliner Volksblattes“ entnehmen: „Der Lohn der Zimmerleute — heißt

auch ein wenig voreilig genannt werden muß. Denn ich erinnere mich nicht, daß ich Ihr Vater bin. Allerdings habe ich die genannte Dame gekannt. Aber es ist mindestens vierzig Jahre her und, mein Gott, ich will nichts sagen. Aber wahrlich, in unserer Zeit — mit ihren merkwürdigen Ansichten und Ansprüchen. — — — Uebrigens Sie kommen ein wenig spät, mein Herr.“

„Nun, mein Herr,“ rief der Chauffeur d'Afrique aus, erbitte durch die Ruhe und das spöttische Benehmen des Finanzmannes, „sind Sie mein Vater, ja oder nein?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es nicht weiß; es ist zu lange her. Indessen thut das heut gar nichts zur Sache. Meine Betrachtungen waren ganz anderer Art. Im Grunde genommen entbehrt die Sache nicht der Originalität. Und da es mir scheint, daß Sie Werth darauf legen, daß ich Ihr Vater sei... was ich ganz gut verstehe — so muß ich Ihnen sagen, daß ich eigentlich gar keine Bedenken mehr dagegen habe. Ich hätte es Ihnen ja dann zu verdanken, mein Herr, daß ich mir in meinen Mußestunden einbilden kann, noch Verwandte zu besitzen, was, solange ich denken kann, bisher nicht der Fall war. Aber setzen Sie sich, bitte!“

Alexander de Gaviniard klingelte und der Kammerdiener erschien.

„Joseph!“ sagte er. Der Herr ist mein Sohn und ich befehle Dir, ihn sofort als solchen zu behandeln. Bringe die Zimmer der zweiten Etage, welche ich ihm bestimmt habe, in Ordnung und Sorge dafür, daß noch heute die Lieferanten kommen — denn ich denke mir,“ sagte er, sich an Armand wendend, „daß Ihre Garderobe etwas mangelhaft sein wird und anstandslos können Sie doch nicht mehr in der Zwischenzeit als Chauffeur d'Afrique gekleidet durch Paris spazieren gehen.“

Er winkte seinem Kammerdiener, sich zu entfernen, und sagte zu Armand, der bei dieser wunderlichen Szene sehr erstaunt war:

„Verlassen Sie etwas, abgesehen von ihrem Soldatenhandwerk!“

Gavinard.

Ein Pariser Sittenbild.

Nach dem Französischen des Octave Mirbeau in der Kovas Illustrée.

I.

Alexander de Gaviniard, der große, in Paris jedem bekannte Finanzmann, arbeitete in seinem Kabinett. Er saß seinem von Carolus Duran gemalten Bildniß gegenüber und redigirte mit rascher Feder und mit ruhiger Miene den siebenten Bericht, den er am selben Tage der siebenten Kreditgesellschaft, deren unvermeidlicher Vorsitzender er war, erstatten mußte. Es handelte sich darum, eine unberechenbare Anzahl Aktionäre hinzuzulegen (mettre dedans) und Alexander de Gaviniard — Gaviniard, wie er gewöhnlich genannt wurde — war ganz Feuer. Er rieb sich wiederholt vergnügt die Hände, welches bei ihm stets ein Zeichen großer Genugthuung war.

Joseph, der Kammerdiener, trat ein und reichte seinem Herrn einen Zeller, worauf eine Visitenkarte lag.

„Armand de Gaviniard,“ las der große Finanzmann, nachdem er die Karte hin und her gewendet hatte. Armand de Gaviniard... Und wer ist dieser Gaviniard? Wie sieht er aus?“

„Ein Chauffeur d'Afrique“, erwiderte Joseph ernsthaft.

„Ein Chauffeur d'Afrique Gaviniard, ha! Zum Beispiel, so etwas ist noch nicht dagewesen!... Sollte ich jetzt auf einmal Verwandte haben? Das wäre etwas recht Pariserisches... Daß ihn eintritt!“

Und ohne die geringste Verwirrung zu zeigen, vollendete übrigens Herr Gaviniard zuerst den Satz, in welchem er durch den Eintritt des Kammerdieners gestört worden war. Einige Augenblicke nachher wurde die Thür geöffnet und Joseph meldete:

„Herr Armand de Gaviniard.“

II.

Herr Armand de Gaviniard war wirklich ein Chauffeur d'Afrique und ein schöner Chauffeur sogar. Das Haar frisirt,

glänzende Augen, ein bräunliches Gesicht, einen langen schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen über die kräftigen rothen Lippen emporgerichtet waren. Seine Gestalt war biegsam, das Ganze hatte etwas Solides mit einem Anflug von jugendlicher Ungezwungenheit, aber von erprobter Kraft zeugend. Das war also Herr Armand de Gaviniard. Die Mühe in der Hand, ein Lächeln auf dem Antlitz, grüßte er den großen Finanzmann mit einer Höflichkeit, welche ebenso frei als würdig war.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, wenn ich löre, aber dasjenige, was ich Ihnen mitzubringen habe, ist von sehr großer Wichtigkeit und erduldet keinen Aufschub.“

Gaviniard machte eine Bewegung, die ersichtlich soviel sagten sollte, als: „Sprechen Sie, mein Herr.“

„Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Sie sehr verwundern, mein Herr... Ich bin Ihr Sohn...“

Wenn der alte Herr Gaviniard eine Ahnung von Literatur gehabt hätte, so hätte er sich erinnern können, was bei Lafontaine in einem derartigen Falle geschah. Er hätte wie dieser sagen können: „Freut mich, Sie zu sehen, mein Herr, bitte, nehmen Sie Platz.“ Er begnügte sich jedoch damit, sich bequem in seinen Sessel zurückzulegen und die Hände über das feiste Bäuchlein zu falten.

„Fahren Sie fort!“ sagte er leise.

Der Chauffeur d'Afrique, von diesem Empfange durchaus nicht aus der Fassung gebracht, erzählte:

„Die Sache liegt so. Meine Mutter Marie Rebassut ist vor ungefähr zwei Monaten gestorben. Bevor sie starb, hat sie in Briefen, welche sie mir schrieb und welche ich zu Ihrer Verfügung hier bei mir habe, das Geheimniß meiner Geburt entdeckt. Die Beweise sind erschöpfend, oder vielmehr deutlich. Das Ergebnis ist, daß ich Ihr Sohn bin, daß Sie mein Vater sind und daß —“

„Sie fordern meinen Namen als solchen angenommen haben,“ unterbrach ihn der große Finanzmann, ohne irgend eine Miene zu verziehen.

„Selbstredend!“

„Das zeugt wenigstens von Intelligenz, wenngleich es

es da — ist pro Stunde durchschnittlich 18 Pf. Der ortho-
doxe Tagelohn der Zimmerleute ist von der Höhe auf 1 R.
20 Pf. (Schreibe eine Mark zwanzig Pfennig) festgelegt.
Demzufolge erhalten die Kranken pro Woche 3 R. 60 Pf.
Krankengeld. In Guben gibt es aber auch eine Innung der
Baugewerksmeister; diese schönen Institutionen haben auf ihrer
Fahne stehen: „Förderung eines geüblichen Verdienstes mit
den Gesellen.“ Dieses Programm beschränkt immer nur ein toder
Buchstabe auf geduldigem Papier, besonders aber die väterliche
Ermahnung der Ober-Innungsmatadoren in Berlin: die
Forderungen der Gesellen zu prüfen, ob sie gerecht und ungerecht
sind. Ein Beispiel, wie dieses in Guben gehandhabt wird,
wollen wir hier mittheilen: Auf eine Bitte der Ge-
sellen, ihren Lohn auf 25 Pfennig pro Stunde
zu erhöhen, erhielten dieselben von der Innung folgende
Antwort: „Durch Beschluß der Arbeitgeber des Baugewerks
bin ich beauftragt worden, Ihnen mitzutheilen, daß wir uns
an Ihrer Lohnfestsetzung von 1886 nicht betheiligen können, es
also bei der gegenwärtigen allgemeinen Geschäfts- und Ver-
dienstlosigkeit jedem Einzelnen überlassen müssen, für eventuell
höheren Lohn sich anderweitig Arbeit zu verschaffen. Zunächst
muß der Lohn eine allgemeine Erhöhung wegen der kolossalen
Beiträge zur Unfallversicherung erfahren, denn die Steuer des
ersten Jahres wird voraussichtlich nicht unter 15 pCt. des
Lohnes betragen; das würde auf einen Zimmermann Durch-
schnittslage von 0,38 Mark pro Tag bedeuten.
Unter dem Druck einer schamlosen Konkurrenz und Auf-
bringung kolossaler Steuern befindet sich wohl heute kein
Arbeitsgeber in einer beneidenswerthen Lage. Ergebenst
W. Karnapf, Maurer- und Obermeister.“ Zu diesen an den
Haaren herbeigezogenen Gründen, bemerkt der Korrespondent der
genannten Zeitschrift, um die schändliche Ablehnung der Forderung
der Gesellen zu rechtfertigen, haben wir noch hinzuzufügen, daß
die von dem Obergewerksmeister angesogene allgemeine Ge-
schäftslosigkeit dadurch trefflich illustriert wird, daß von Gede.
Hartmann in Guben jeden Tag Maurer und Zimmerer in
Gubener Zeitungen, bei Versprechung einer dauernden Arbeit
gesucht werden. Wer sich noch in der Einbildung wiegt, man
könnte nur durch Auffstellung gerechter Forderungen mit dem
privilegierten Institut Innung genannt, friedlich verhandeln,
der wird wohl nun bald durch die Thaten dieser Gesellschafter
von seinem Wahne kurirt werden.“ — Uns kam es bei der
ganzen Affaire nur darauf an, einer größeren Öffentlichkeit
einmal zu zeigen, mit welchen Waffen von Seiten der Innung
gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter eigentlich gekämpft
wird. Die „Baugewerks-Zeitung“ behauptet mit respektabler
Dreistigkeit, daß „eine gütliche Vereinbarung mit den Meistern
garnicht erst angestrebt ist“ — während ein anderes Blatt in
der Lage ist, den hart ablehnenden Bescheid der Meisterschaft
zu veröffentlichen. Wir glauben, daß diese Art und Weise der
Diskussion einer so tief in das gewerbliche Leben des Baugewerks
einschneidenden Frage denn doch eine so unendlich
leichtfertige ist, daß mit einer solchen Sorte von Gegnern gar-
nicht zu rechnen ist. Wenn es in dem Beruf der Protokollisten
der „Baugewerks-Zeitung“ liegt, gesittetlich Stimmung
gegen die Arbeitnehmer zu machen, so sollte man wenigstens
so vorsichtig sein, sich nicht auf handgreiflichen Unwahrheiten
erlassen zu lassen.

Ein in Berlin besonders schwungvoll betriebenes
Geschäft ist der von dem eigentlichen Baugewerke abgelöste
und selbstständig betriebene gewerbmäßige Abbruch alter Bau-
lichkeiten, an den sich dann eine ganze Anzahl Nebengewerbe,
der Handel mit altem Baumaterial, Thüren, Fenstern, Stei-
nen u. anknüpfen. Die Unfallversicherung hat nun diesem Be-
triebe ihre Aufmerksamkeit geschenkt und auf die Anfrage einer
Genossenschaft, ob solche gewerbmäßigen Hausabbruchbetriebe
der Versicherungspflicht für die dabei beschäftigten Arbeiter
unterworfen seien, hat das Reichsversicherungsamt erwidert,
daß auch die Arbeiten beim Abbruch von Gebäuden zu den
Maurerarbeiten zu rechnen seien, welche der Versicherungs-
pflicht unterliegen. Es müßte jedoch dem Vorstände der Be-
rufsgenossenschaft vorgehalten werden, in jedem einzelnen Falle
die Versicherungspflicht des Betriebes zu prüfen; auch sollte
diese Entscheidung des Reichsversicherungsamtes seiner späteren
Entscheidung über den Einzelfall nicht vorgehen. — Ist die
Entscheidung danach auch noch nicht ganz klar, so ist doch die
Versicherungspflicht im Interesse der bei solchen Bauabbrüchen
beschäftigten Arbeiter dringend wünschenswert, denn die Un-
fallgefahr ist hier größer als bei irgend einem anderen Bau-
betriebe.

Die Sanitätswachen liegen bei uns befanntlich trotz aller
Anstrengungen, die von Seiten der Arbeiter-Bezirksvereine
und von Vereinigungen, die sich eigens zum Zweck der sicheren
Fundierung dieser durchaus notwendigen sanitären Einrich-
tungen gegründet haben, immer noch sehr im Argen. Alle
Reklamationen um Uebernahme der Sanitätswachen haben immer
noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, obwohl wir keines-
wegs verkennen wollen, daß die Stimmung für die Realis-
ierung dieses Projektes im Allgemeinen wohl eine günstige ist.
Wenn es ein Trost ist, daß es anderen Leuten in dieser Be-
ziehung noch schlechter geht als uns, so wollen wir hier eine
Skizze des „Agars“ über die Einführung städtischer
Krankenwagen in Paris folgen lassen. Von Jahr zu Jahr,
so schreibt das Boulevard-Blatt, mehren sich die persönlichen

„Nichts,“ antwortete Armand.
„Seht gut . . . Sagen Sie mir, sind Sie Kavalerier?“
„Ja.“
„Verstehen Sie den Degen zu führen?“
„Ich war Fehlschüler beim Regiment.“
„Haben Sie Standesvorurtheile, sind Sie ängstlich ge-
wissenhaft, legen Sie großen Werth auf Ehrlichkeit?“
Armand machte große Augen.
„Nein, nicht wahr?“ . . . fuhr Papa Gavinarb fort.
„Um so besser . . . Laßt uns sehen. Sie sind also nicht
der Mann, irgend eine erste Beschäftigung zu treiben und
mit dem Erfolge zu kämpfen, dagegen werden Sie über
Albernheiten und Niederträchtigkeiten hinwegsehen, wenn es
gilt, etwas zu erreichen? Ich beglückwünsche Sie. Sie be-
sitzen eine Vermögenheit, welche an Unverschämtheit grenzt.
Dieses und Ihr günstiges Aussehen, Ihr soldatisches Aus-
treten müssen den Frauen gefallen. Nun, mein Herr, denken
Sie daran, daß Sie alle Eigenschaften besitzen, die einem
ehregeizigen gewandten Menschen noch thun, um in den
Pariser Kreisen einen ersten Platz zu erobern. Wenn Sie
dieselben richtig anzuwenden verstehen, werden Sie unter
Nachhilfe von einem bischen Reklame dort anlangen, wohin
Sie kommen wollen. Lassen Sie mich aber jetzt allein, ich
habe noch zu arbeiten.“

III.

Nach drei Jahren war Armand de Gavinarb sehr in
der Mode in Paris. Er bildete eine Säule des Klubs, er hatte
einen nahezu berühmten Stall. Man sprach überall und bei
jeder Gelegenheit von ihm, sei es, wenn er Morgens seinen
folgenden Renner spazieren ritt, sei es, wenn er Mittags in der
Allee des Arlades sein russisches Gespann lenkte, sei es, wenn
er Abends in einer Orchesterloge in hübscher Damenbegleitung
erschien. Selbst in den Salons, die sich bis zu Kollum-
bällen verfeinern, waren seine originellen Masken sehr ge-
schätzt, sogar berühmt geworden. Er hatte sogar das Glück,
wiederholt echte Pariser Schlagworte zu erfinden, die mo-
natelang in Mode blieben und die unter großer Begeisterung
bei den Soupers des Herzogs Romo, in den kleinen

Unfälle in Paris durch Umsürzen von Wagen, Ex-
plosionen von Maschinen, Einfürze und hundert andere Zu-
fälle in einer furchtbaren Weise. Die bezügliche Statistik hat
konstatirt, daß sich im Jahre 1882 3928 derartige Fälle ereignet
hätten. Die Zahl ist gewachsen, indem das folgende Jahr
3109 solcher Unglücksfälle aufwies. Von diesen 3109 Opfern
sind 400 (304 Männer und 96 weibliche Personen) wegen
Mangel an rechtzeitiger Hilfe umgekommen. Es ist traurig,
es zu sagen, aber Jeder, der auf der offenen Straße verwundet
oder von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden ist, fällt
dann zunächst der Gabe des Publikums anheim und nachher
einem inkompetenten Pharmazeuten, der beinahe immer ohne die
nötigen Hilfsmittel ist. Dieser, an seinen Kennt-
nissen zweifelnd, sendet nach einem Arzte, welcher sich
Zeit läßt, zu kommen, während der Patient, von
Angst verzehrt und vor Schmerzen liegend, auf den
Steinplatten der Distanz vor Kälte erarrt. Was macht
der Arzt bei dreiviertel dieser Fälle? Er bestiehlt den unvor-
sichtigen Transport des Kranken nach dem Krankenhause.
Nunmehr geht es an das Holen einer Tragbahre, welche aber
ohne Erlaubnis eines Polizeibeamten nicht zu erlangen ist; hat
man endlich die Bahre, so fehlen wieder die Träger. Die
Stunden vergehen und der Zustand des Verunglückten ver-
schlimmert sich. Des Habes müde appellirt man dann an den
guten Willen der Leute, welche, weil sie eben gutwillig sich
der Mühe unterziehen, an jeder Straßenecke sitzen bleiben, um
sich auszurufen. Endlich ist das Krankenhause erreicht, aber —
kein Platz! Es muß daher irgendwo anders Zuflucht gesucht
werden und wieder beginnt diese traurige Promenade quer
durch Paris, welche mehr als einmal eine Verlegenheits-
maßnahme ist. Es würde leicht sein, diesen Inkonvenienzen Abhilfe zu
verschaffen; nämlich durch die telephonische Verbindung der
größeren Apotheken mit dem nächsten Krankenhause. In dem
Krankenhause müßte eine permanente Sanitätswache mit einem
Wagen ausgerüstet, unterhalten werden, die jederzeit bereit ist,
im Galopp abzufahren an den Punkt, wo man eine mobile
Ambulanz beansprucht. Ein Arzt müßte Tag und Nacht bereit
sein, im gegebenen Fall mit dem Wagen abzufahren, dessen
Feld wie bei der Feuerwehr stets angehängt wäre. Der
Kranke würde sodann leicht und weich auf eine Bahre gelegt,
in der Weise, daß man selbst die schmalsten Thüren passieren
kann. Besagte Tragbahre, mit Hilfe von Rollrädern auf
Schienen beweglich, würde auf den Wagen geladen, welcher
dann in vollster Eile das Krankenhause zu erreichen suchen
würde, wobei ihm, wie der Feuerwehr, auf sein bezügliches
Signal alle anderen Fuhrwerke Platz zu machen hätten.
Auf diese Weise und nach gerauerer Berechnung wür-
den von dem Zeitpunkt an, wo die ärztliche Hilfe in
Anspruch genommen wurde, bis zu ihrer Ankunft kaum acht
Minuten verstreichen. Diese Sache ist keineswegs ein Phantasie-
gebilde, eine solche Einrichtung existirt bereits seit langer Zeit
mit vollem Erfolge in New-York und der Einführung der-
selben in Paris widmet sich Dr. Nachet mit voller Seele.
Das Unternehmehm hat bereits die Approbation der medizinischen
Akademie, des Ministerrathes und der Hygienischen Kom-
mission erhalten. Alle Notabilitäten der Wissenschaft, der
Literatur und der Finanzwelt legen dafür reges Interesse an
den Tag. Um den Dienst für diese ambulanten Wagen für
zwei Krankenhäuser einzurichten, sind 80 000 Fr. erforderlich.
Nun sind allerdings erst 11 000 Fr. für diesen Zweck beisam-
men und es soll am 1. Mai di jedes Jahres ein großes Fest
veranstaltet werden, dessen Reinertrag dem genannten Unter-
nehmehm zustießen soll.“ — Es ist das gerade kein anheimel-
liches Bild, welches hier von diesen Pariser Zuständen entworfen
ist. Das Pariser Blatt appellirt allerdings an die Mit-
thätigkeit der Notabilitäten der Wissenschaft, Literatur und
Finanzwelt, — da werden die Pariser freilich lange auf die
Einführung jener Wagen warten können. Sollte indeß für
Berlin, freilich im Betriebe der Kommune, aus den Mitteln
der gesammten Steuerzahler, eine ähnliche Einrichtung nicht
ebenfalls recht legendär sein? Unser Sanitätswesen weist
noch manche Lücke auf, und ambulante Krankenwagen der ge-
schilderten Art würden auch in Berlin manches Menschenleben
zu retten im Stande sein.

58. Polizei-Reveir. Unter den orthographischen Ge-
brechen, so schreibt die „Volks-Ztg.“, welche täglich an öffent-
lichen Firmenchildern, Warnungstafeln u. s. w. zur Schau ge-
stellt werden, bietet als besondere Spezialität die vorstehend
wortgetreu zitierte Inschrift eines polizeilichen Amtsstempels
in Berlin ein außerordentliches Beispiel. Mit diesem zugleich wurden
schon vor einigen Jahren an dieser Stelle mehrere Fälle solcher
Art aus dem Norden Berlins vorgeführt, welche alle, bis auf
jenen Amtsstempel, inzwischen folgende Korrekturen erfahren
haben: Der durch die Trennung „Coalsanweisungen“ dar-
gestellte sprachliche Nasenquerschnitt, sowie das wenig schmeich-
hafte Bindeseichen bei Paul-Hauer, Namen einer Nähmaschinen-
Firma, sind beseitigt, ebenso ist die „Filtale, der 19. Gemeinde-
schule“ sammt dem Komma gänzlich verschwunden; und sogar
in den späteren Ausgaben der damals auch bedrücktesten
Büttelamen Orthographie hat das männliche Demd neben
dem weiblichen Demde wieder seinen Platz gefunden. Nur der
Amtsstempel vom „58. Polizei-Reveir“ hat bis jetzt noch seine
eigene Orthographie mit Beharrlichkeit konservert. Eine Er-
klärung über dessen Entstehung ist seiner Zeit in dem be-

Hotels der Rue Prong und durch die Tageszeitungen die
Runde machten.
Hauptsächlich aber hatte er zarte Verhältnisse und Duells,
von denen ein jeder sprach, sogar zweideutige Abenteuer,
welche einen geheimnißvollen Nimbus und eine Art ängst-
liche Bewunderung erwecken und ihre Urheber zu Helden
ersten Ranges machen.

So geschah es, daß eines Tages Fräulein Irma de
Rundberg, die natürliche Tochter des verstorbenen Barons
Salomon de Rundberg, der ihr ein Vermögen von zwölf
Millionen hinterließ, sich in Armand verliebte und erklärte,
ihn heirathen zu wollen.
Während all dieser Zeit zahlte Vater Gavinarb ohne
jedes Murren oder Bedenken die Schulden seines Herrn
Solones und jedesmal, wenn er ihm begegnete bei irgend einer
Schauspielerin, in Gesellschaften oder wo anders, behandelte
er ihn mit der größten Zuorkommenheit.

IV.

Eines Morgens ließ Alexander de Gavinarb seinen Sohn
bitten, zu ihm in das Arbeitszimmer zu kommen.
„Mein Herr,“ sagte er, „ich bitte um Entschuldigung,
daß ich Sie zu einer so frühen Stunde störe. Ich habe
große Eile und ich habe ernsthafte Sachen mit Ihnen zu
besprechen.“
„Ich höre, mein Herr.“
Der alte Herr Alexander de Gavinarb hatte ein prach-
voll geschmücktes elfenbeinernes Falbein in der Hand. Sein
Gesicht, gewöhnlich unbeweglich und ohne jeden Ausdruck,
zeigte Unruhe und Sorge. Seine geschwollenen Augen, seine
schlafenen, bleichen Wangen verriethen eine in Arbeit durch-
wachte Nacht. Auf seinem Schreibtisch lagen die sonst
schön geordneten Schriftstücke in buntem Wirrwarr durch-
einander, man sah Papierbogen mit Ziffern bedeckt, zer-
knittert und zerrissen um den Tisch und auf dem Teppich
liegen.
„Mein Herr,“ sagte der Finanzmann nach einigen
Minuten des Schweigens. „Ich habe Ihnen eine unange-
nehme Mittheilung zu machen. Ich bin ruiniert, vollständig

treffenden Artikel versucht worden und dürfte nunmehr die
Erhaltung desselben auf die Analogie anderer Abwechslung
vom gewöhnlichen Sprachgebrauch hinzuweisen sein. Da es
es nämlich in der „Lorel“ von der schönsten Jungfrau, die
dort oben wunderbar sitzt und ihr goldenes Haar kamm-
t.“
„Sie singt ein Lied dabei,“
„Das hat eine wunderbare, gewaltige Melodie,“
„also nicht Melodie, Meloder oder Melodas! Warum
daher nicht auch Reveir in der polizeilichen Amtsstem-
pe Orthographie berechtigt sein! Wenn diese aber konse-
quent durchgeführt werden sollte, so wäre nur noch zu befrachten
auch an Stelle der Amts m i e n e künftig Amts m e i n e
zu werden. Es paßt das übrigens auch besser zu dem polizeilichen
Autoritätsbewußtsein, indem es so viel heißt, als: „Das
ist meine!“

Auf Veranlassung des Berliner Landgerichts
in Wien vor einigen Tagen eine Frau Rabinetsrath
länder wegen Betruges verhaftet. Ueber diese „Dame“
ein Bericht folgendes mit: Schon ein Mal war sie
einen ähnlichen Prozeß verwickelt, bei dem sie mit
blauen Augen davon kam. Sie ist von ihrem Gatten
seit längeren Jahren geschieden und sie führte seitdem
Abenteuern reiches Leben. Ihr Gatte war rumänischer
Rabinetsrath, als Strouberg dort die Staatsbahnen
Die Aufgabe seiner Stellung muß mit seinen Beziehungen
Strouberg Zusammenhang gehabt haben, denn dieser
ihn, als Friedländer Rumänien verließ, daß alle
Dahlowitz bei Berlin. Seit der Trennung von seiner
führt J. hier ein wahres Einsiedlerleben. Sein Gatte
von einem hohen Ranz umgeben, durch den hindurch
sichtbar mit denjenigen verhandelt, die absolut mit ihm
ihun haben. Frau J., eine pikante Erscheinung, die
ein abenteuerliches Leben. In einem Sommer, vor
Jahren, tauchte sie in dem Dahlowitz benachbarten
mit ihrer hübschen Tochter auf und war bald mit dem
besitzer S. eng liirt. Man lebte in Herrlichkeit und
richtete seine Ausfahrten oft demonstrativ nach
Aber auch diese Freundschaft nahm ein Ende. Blüthlich
Frau J. mit ihrem kurzgeschorenen Vordenkopf auf der
nachts im Architektenhause als Ausstellerin auf. Sie
Stückereien von Stroh auf schwarzem Tüll feil, welche
ausfallend waren, wie ihr Benehmen. Als der Berliner
ihr zu heiß unter den Füßen wurde, ging sie nach
wo sie jetzt unter Bedeckung jurirtkommt. Wenn sie den
ihres Lebens schreiben sollte, so würde darbeie an spannen
Kapiteln nicht arm sein. — Wenn diese „Dame“ nicht
den Namen Rabinetsrathin führte, hätte man im gewöhn-
lichen Leben eine ganz andere Bezeichnung für sie.

Das Feiern von Jubiläen ist auch ein Zeichen der
Und weshalb sollte man das auch nicht thun, wenn man
langer, erfolgreicher Thätigkeit auf die Früchte der Arbeit
rückblicken könnte? Niemand wird etwas dagegen haben,
kann sich jedoch kaum eines mittelbühnen Vödelns erwe-
nen wenn man von den Jubiläumfeierlichkeiten verschiedener
liest. Auch in diesem Jahre feiert die Berliner Weber-
Wirtelmeister-Innung das Fest ihres 300-jährigen Besten-
für diese Jubiläum, mit welcher verschiedene Festlichkeiten
bunden werden sollen, wie die „Voss. Ztg.“ berichtet, und
durch einen Festzug eröffnet wird, sind schon jetzt die
bereitungen im Gange. Die Weber- und Wirtelmeister-
so erzählt die „Tante Voss“ weiter, gehört zu den
Handwerkerverkorporationen Berlins und reicht nach den
werkshause aufbewahrten Dokumenten weit über 300 Jahre
rück, doch sind derselben erst im Jahre 1588 durch kaiserliche
Erlaß Korporationsrechte verliehen worden. Als besondere
rechte wurde den Meistern dieser Innung das Tragen von
Degen und als Kopfbedeckung ein Dreimaster gestattet,
welchem Vorrecht dieselben auch bis in die neueste Zeit
ihnen öffentlichen Aufzügen Gebrauch gemacht haben.
sich doch die Zeiten ändern! Wie es den Meistern der
und Wirtel-Innung geht, wissen wir nicht, ob sie in
Beimamensein heimlicher Weise heute auch noch in Dreim-
und Degen erscheinen, können wir ebenfalls nicht verzeu-
aber aus unansehnlichen Berichten glauben wir zu verstehen
können, daß die heute im Webergewerbe beschäftigten
als besonderes Abzeichen nur einen gewissen Nieren
den sie ganz nach Bedürfnis immer enger schneiten dürfen.
In gebrochener Deutsch fragte am Dienstag ein
eirige Anwesende in der Nähe des Reichstagsbaues,
ihm nicht gestattet sei, den Bau zu besichtigen. Man
an das dortige Aufsichtspersonal und der Fremde
seinen Wunsch zwischen Baumaterialien und
herumgeführt, um sich einen Ueberblick aller die kolossalen
dehnungen des künftigen Gebäudes zu schaffen. Aber
der Fremde umbergang, desto länger und bestrebender
sein Gesicht und schließlich meinte er, daß er nach der
Anlage des Baues doch finde, daß er für den Handel
wenig zweckmäßig angelegt sei. Als ihm dann einer
Begleiter mit mehr baumeisterlicher als haarkämmischer
heit erklärte, es solle ja auch in diesen Räumen gar kein
del getrieben werden, kam in einem weiteren Zwiesgespräch
lich der Irrthum des Fremden zu Tage; er wünschte
Marktallenbau in der Dorobeeustrasse zu besichtigen und
durch den benachbarten Reichstagsbau angelockt und irrege-

ruiniert, so ruiniert, wie jemand es nur sein kann.
Warum? Es würde Sie nicht interessieren, denke ich,
ich Ihnen diese traurige Geschichte von A bis Z
einandersetze. Das, was Sie interessiert, ist die
selbst, und dies ist unglücklicherweise nicht zu verstehen
Sie brauchen also von jetzt an nicht mehr auf mich
rechnen und Sie müssen fortan Ihren eigenen Weg
wie er Ihnen am besten dünkt. Ich muß Ihnen
daß Ihre Zukunft mir keine Beforgnis einflößt.
Sie haben bisher viel Intelligenz gezeigt. Sie werden
schon ohne meine Hilfe zu retten wissen.“

„Mein Herr,“ rief Armand aus, „Sie haben
reden. Ich versichere Sie, daß diese Nachricht mir sehr
angenehm ist und mir sehr ungelogen kommt. Wie
wissen, will ich mich mit Fräulein Irma de Rundberg
heirathen und ich weiß wahrlich nicht, ob diese
noch Ihrem Krach noch möglich sein wird. Das
ruiniert sind, kümmert mich wenig, bei Gott nicht.
nur die moralischen Folgen des Ruins, die mich abspren-
Die Geschichte wird viele Unannehmlichkeiten nach
ziehen. Denken Sie doch reiflich darüber nach, ob Sie
Sache nicht noch etwas aufschieben können. . . .
Wann mit Ihren Hilfsquellen, zum Teufel! . . .
würden mich sehr verbinden, das wird Ihnen aller-
ziemlich gleichgültig sein, aber Sie werden sich selbst
falls einen großen Dienst leisten und das ist für Sie
Hauptfache. Nun, mein Herr, lassen Sie mich erst
ruinieren Sie sich dann, wenn Sie noch Lust dazu
Dann werden wir auch weiter sehen.“
„Ich glaube, mein Herr,“ antwortete Gavinarb, daß
die Einwendungen seitens Fräulein Irma de Rundberg
bar überschätzen, aber wenn ich die Sache von einer ganz
ligen Seite betrachte, dann haben Sie mit Ihren
merkungen vielleicht nicht ganz unrecht. — Ich werde
die Sache noch einmal überlegen.“

V.

Ein Monat später feierte man in Saint
Chaillot die Hochzeit zwischen Fräulein Irma de
und Herr
eignis von
ten die m
reichende
Schaffenheit
Künstlerin
Bei dieser
Bankiers,
Winkel w
Gemälde,
die versch
königlichen
Alexander
Mei
halten. I
Ödren S
Werden S
nichts, un
feste sogar
Ersäunen.
darlegen.
„Ich
Armand r
anzubete.
solchem
mein Bate
tionen, w
einen Aug
wäre, um
haben sich
eines groß
zugefallen
rückichtslo
mir nun o
spiel so, h
nicht mehr
Er er

worden.
nützig zu
vielen G
daß die G
nicht gün
Der Hand
aber das
den Räum
Personen,
gebäude
War
resultatlos
wenn er
Vestire u
Bundesge
für Gesur
Nr. 4 des
auf seine
Menschen
die Natur
legt, daß
und nicht
seine Re
rade in
Dr. G. J
pathischer
Menschen
das angele
genuß, W
Gewalt h
kräuen, u
„Du bist
alle empfi
haut? We
alten bib
Jetzt
beweist ei
Grün zeig
Nachtigall
das sind
geordneter
lings han
wagen fer
baldigen
die für i
Sommer
nicht, daß
Sich befr
wir könne
immer no
maßgebend
sauen“ J
Berliner
der Geogr
den halbe
Frühling
und kein
nunmehr
Bon
man in le
geben der
„Berufes“
erstatter
zur Kennn
Jahl der
denn die
dienst ab,
wird.
Juli
Jahre 188
168 538 in
über 5,97
den 2270
also im 3
auf 125 et
und auf 1
Schweine
mit dersel
wurde, lei
erheblich
Grund mit
wurden 12
im polizeil
Schweinef
zogen, wä
wurden. —
Familie in
in den le
Berlin ein
bei der an
selben Jah
schon zwei
Grund zu
und Herr
eignis von
ten die m
reichende
Schaffenheit
Künstlerin
Bei dieser
Bankiers,
Winkel w
Gemälde,
die versch
königlichen
Alexander
Mei
halten. I
Ödren S
Werden S
nichts, un
feste sogar
Ersäunen.
darlegen.
„Ich
Armand r
anzubete.
solchem
mein Bate
tionen, w
einen Aug
wäre, um
haben sich
eines groß
zugefallen
rückichtslo
mir nun o
spiel so, h
nicht mehr
Er er

worden. Nachdem er über seinen Irrthum aufgeklärt und genügend zurechtgewiesen worden war, verließ der Fremde unter vielen Entschuldigungen den Saal. Da seine Behauptung, daß die Räume des neuen Reichstagsgebäudes für den Handel nicht günstig beanlagt seien, richtig ist, muß die Zukunft lehren. Der Handel in der Politik ist heute Manchem sehr ärgerlich, aber das Gedeihen dieses politischen Handels hängt weniger von den Räumen ab, in denen er getrieben wird, als von den Personen, welche ihn treiben. Wer das im neuen Reichstagsgebäude besorgen wird? Wer kann's wissen?

Warum lassen sich die Menschen? Wieviel Stunden resultatlosen Meditirens hätte sich doch Kaiser Widigezel erspart, wenn er seine der Philosophie geweihten Ruhestunden auf die Lektüre von „Prof. Dr. G. Jäger's Monatsblatt. Zugleich Rundschau des Deutschen Gustav-Jäger-Bundes. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre“, verwandt hätte! In Nr. 4 des 5. Jahrgangs genannter Zeitschrift, die noch immer auf „höherem“ Papier gedruckt wird, hätte Widigezel Antwort auf seine bisher ungelöste Frage: „Warum lassen sich die Menschen?“ gefunden. Auf Seite 93 heißt es dort: „Hat denn die Natur... nicht das Anthropin so auf die Oberfläche gelegt, daß es in Duffform in die umgebende Atmosphäre gelangt und nicht nur von dem Erzeuger, sondern von Allen, die in seine Nähe kommen, eingeathmet werden muß, und zwar gerade in der Form, in welcher ich (das ist Herr Professor Dr. G. Jäger) es empfehle und verwende, nämlich in homöopathischer Verdünnung? Endlich, was geschieht denn, wenn die Menschen sich küssen und die Thiere sich lecken? Was ist denn das anziehende Etwas, das, abgesehen von allem Geschlechts-genuss, Mutter und Kind, Mann und Frau immer wieder mit Gewalt besanftigt, um sich zu streicheln, in den Haaren zu krauen, zu küssen, ja sogar zu beißen und dabei zu sprechen: „Du bist süß!“ — Ueberläßt die dieser Aufklärung nicht alle empfindsamen Mütterlein und Fräulein eine wahre Gänsehaut? Wer überhaupt gerne läßt, der bleibe doch lieber bei der alten bisberigen, wenn auch „höheren“ Theorie.

Jetzt ist es Frühling! Nicht die Ankunft der Störche beweist es uns, nicht die schwellenden Knospen und das junge Grün zeigen es uns an, nicht der liebendende Gesang der Nachtigall mit seinen schmelzenden Lauten lehrt es uns — Alles das sind für den richtigen Berliner nur Zeichen von ganz untergeordneter Bedeutung, wenn es sich um die Ankunft des Frühlings handelt. So, wenn der Magistrat die rothen Sprengwagen fertig machen läßt, überkommt uns das Gefühl vom baldigen Sommerstau und unendlicher Trockenheit der Rehe, die für den Großstädter die unvermeidlichen Beigaben der Sommervergünstigungen sind, aber das überzeugt uns noch lange nicht, daß die warme Witterung nun unweiderwärtlich eintritt. Es beherrscht uns immer noch das Gefühl der Ungewissheit, wir können uns des Gedankens nicht verwehren, daß vielleicht immer noch etwas dazwischen kommen könne — eins allein ist maßgebend. Sobald in den Trichtern die bekannnten „Sohlen-sauten“ Jungfrauen wieder erscheinen, wenn sie dem dürstigen Berliner sein Glas „mit“ oder „ohne“ kredenzen und dabei mit der Grazie, welche überhaupt jeder Berlinerin eigenthümlich ist, den halben oder ganzen Mittel einstreichen, ja, dann ist's Frühling in Berlin! Dieser große Tag ist heute angedroht und kein Wetterprophet kann und den Glauben rauben, daß nunmehr der Frühling mit Macht in das Land zieht.

Von Uebergriffen Berliner Heirathsvermittler hört man in letzter Zeit sehr wenig. Hier hat das energische Vorgehen der Behörden gegen einzelne würdige Vertreter dieses „Berufes“ Bucht und Ordnung geschaffen, und wie ein Bericht-erstatteur wissen will, sind neuerdings auch keine Beschwerden zur Kenntniß der Behörden gelangt. Eine Verminderung der Zahl der Heirathsvermittler hat aber keineswegs stattgefunden, denn dies „Geschäft“ wirft immerhin einen guten Verdienst ab, selbst wenn es in bescheidenen Grenzen betrieben wird.

Zur veterinärpolizeilichen Untersuchung kamen im Jahre 1885 in Berlin im Ganzen 283 151 Schweine (gegen 158 538 in 1884). Es befanden sich darunter 165 trichinöse oder 5,97 % gegen 7,7 % in 1884. Finnig befunden wurden 2270 — 80,17 % gegen 56,2 % in 1884. Es entfielen also im Jahre 1885 auf 1675 Schweine ein trichinöses und auf 125 ein finniges, während 1884 auf 1319 ein trichinöses und auf 178 ein finniges entfiel. Die Zahl der trichinösen Schweine hat offenbar abgenommen, obwohl die Untersuchung mit derselben Aufmerksamkeit, wie in früheren Jahren, geführt wurde, leider aber ist die Zahl der finnig befundenen Schweine erheblich gestiegen, ohne daß hierfür irgend ein stichhaltiger Grund mit Sicherheit zu ermitteln gemessen wäre. Außerdem wurden 129,29 kg auf Jahrmärkten und Bahnhöfen, 341,75 kg im polizeilichen Schlachthause, zusammen also 471 kg finniges Schweinefleisch in 11 bzw. 5 Einzelfällen dem Verkehr entzogen, während 1884 auf dieselbe Weise 509 kg beschlagnahmt wurden. — Erkrankungen an Trichinosis kamen vier in einer Familie in der Dorosteenstraße vor und waren, wie fast immer in den letzten Jahren, wiederum auf von außerhalb nach Berlin eingeführtes Schweinefleisch zurückzuführen. — Wie sich bei der amtlichen Untersuchung herausstellte, waren in demselben Jahre aus den Ställen des Besitzers des v. Schweines schon zwei andere trichinöse hervorgegangen, und konnte als Grund zu dieser Verbreitung der Trichinosis in diesem Stalle

allein das Vorhandensein zahlreicher Ratten ermittelt werden. — Inzwischen ist die für die Provinz Brandenburg unter dem 26. Mai 1880 erlassene Polizei-Verordnung, betreffend die mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches in § 1 dahin abgeändert worden, daß die Untersuchung auf alle geschlachteten Schweine, gleichviel, ob das Fleisch ganz oder theilweise verkauft werden soll, ausgedehnt worden.

Auf den Bahnhöfen finden unsere Bauernfänger immer wieder Gelegenheit, die unerschöpfliche Vertrauensseligkeit der Provinzialen auszunutzen. Im Wartesaal IV. Klasse des Schlesienschen Bahnhofes machte ein junges Mädchen, welches nach Plegnitz reisen wollte, am 18. d. Mts. Nachmittags die Bekanntschaft einer etwa 40 Jahre alten Frauenperson, welche sich mit dem Mädchen unterhielt und unter dem Vorgeben, auch nach Plegnitz reisen zu wollen, sich erbot, ein Billet für sie mitzulösen. Zu diesem Zweck gab das Mädchen der Frau 5 M. 40 Pf. Diese begab sich auch anscheinend zur Kasse, kehrte aber bald mit der Erklärung zurück, daß die Kasse noch nicht geöffnet sei. Hierauf entfernte sich die Frau nochmals mit der Angabe, ihren Mann suchen zu wollen, welcher sich in einer Restauration in der Nähe des Bahnhofs aufhalte, kehrte aber nicht wieder zurück. Die Unbekannte, muthmaßlich die Frau eines hiesigen Bauernfängers, ist groß und schlant, hat eine auffallend starke Nase und war mit einem Regenmantel bekleidet.

Der „blasse Gustav“, einer der gefährlichsten Schlafstellenmarder Berlins, ist Ende vergangener Woche durch einen äußerst merkwürdigen Zufall dingfest gemacht worden. Der unter diesem Spitznamen in kriminalistischen Kreisen bekannte „Arbeiter“ Johl hatte gemeinschaftlich mit dem verhafteten Schlafstellendieb Schmidt die Vermietung von Schlafstellen in der Weise planmäßig geschädigt, daß beide angaben, die betreffende Schlafstelle mieten zu wollen und dann bei Bestätigung alles Greisbare mitnahmen. In anderen Fällen bezogen sie die Schlafstellen in Wirklichkeit und betraubten dann ihre Schlafkollegen. Auf diese Weise wurde eine Anzahl armer Leute von ihnen gebrandschmückt. Bei einem von Johl Ende der vergangenen Woche in Szene gesetzten Manöver, bei dem er auch verschiedene Gegenstände entwendete, verlor er in der Eile eine Notentrolle, auf der sein richtiger Name stand. Es gelang der Kriminalpolizei so, den gefährlichen Burschen zu ermitteln und dingfest zu machen. Gleich wie der verhaftete Schmidt hat sich Johl als Schauspieler und Sänger eingeführt, zu welchem Zweck er die oben erwähnte Notentrolle stets bei sich trug.

Plötzlicher Tod. Am Sonntag früh wurde auf dem Lehrter Bahnhof in Spandau ein junger, erst seit kurzem verheirateter Fabrikarbeiter von jähem Tode ereilt. Der Mann war, wohl in der Beförderung, er könnte vielleicht den Zug vermissen, mit raschen Schritten zur Bahn gekommen und hatte sich soeben ein Fahrbillet gefaßt, als er, vom Schläge getroffen, stützlings zu Boden fiel. Er wurde zunächst nach dem Krankenhaus gebracht; hier zeigte es sich, daß der Tod bereits eingetreten war. Der Mann war mit seiner Frau erst am 1. April von Berlin nach Spandau übergesiedelt.

Polizeibericht. Am 20. d. M., Vormittags, wurde ein Mann in einem Keller des Hauses Färberstraße 22, in dem er seit längerer Zeit zu nächtigen pflegte, todt vorgefunden; wahrscheinlich ist er in der Nacht vom Schläge gerührt worden. Die Leiche wurde nach dem Leichenschauhaus gebracht. — An demselben Tage, Mittags, machte ein Mann in seiner Wohnung in der Duffenstraße den Versuch, sich durch Verschneiden der Pulsadern zu tödten, wurde aber noch rechtzeitig daran gehindert und zur Heilung der Wunde in das Lazarus-Krankenhaus gebracht.

Gerichts-Zeitung.

† Männerzank. Der schönere Theil unseres Geschlechts steht in dem Aufe, in höherem Grade als die Männer zu klatsch und Hant zu neigen. Nun ist es unseugbar und die zahlreichen Beleidigungsprozesse, die zwischen Frauen vor Gericht ausfochten werden, beweisen es mit, daß die private und öffentliche Vernachlässigung der weiblichen Bildung, daß die Beschränkung auf den engen und verengenden Kreis der Häuslichkeit und damit der ängstliche Abschluß vom öffentlichen Leben und die totale Unkenntniß der rechtlichen und politischen Zustände die durchschnittliche Entwidlung des Verstandes der Frau ungünstig beeinflussen, daß die unausgesetzte Beirührung mit den kleinen aber desto peinigenderen Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens, von denen der Mann verschont bleibt, ihr Gemüth verbittern und verstimmen. Dann ist es nicht wunderbar, wenn der angesammelte Groll sich selbst bei geringen Anlässen heftig Luft macht und den Gegner oder die Gegnerin mit einer Fluth von Schmähreden überschüttet. Es bleibt aber, und darin unterscheiden sich die Frauen sehr zu ihrem Vortheil von den Männern, in den meisten Fällen bei Worten und nur selten giebt die Hand den Worten Nachdruck. Bei den Männern ist es anders. Gerathen sie mit einander in Zank, so arten die Worte nur allzubald in Schläge aus. In dem Hofe eines Hauses der Duffenstraße gerieten der Schneider B. und der Almosenempfänger G. mit einander in Streit. G. stand mit einigen Frauen zusammen und plauderte mit ihnen. B., der etwas angegrunten war, rief hinüber:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber man erwartet mich.“

Papa Gavinarde war ganz blaß geworden. Zum erstenmal in seinem Leben schnürte eine Gemüthsbewegung ihm die Kehle zu. Indem er stehend die Hände ausstreckte, rief er:

Armand, habe Mitleid! Armand! rette mich. Erinnere Dich Armand, wie Du gekommen bist, ich hätte Dir ja die Thür weisen können. . . . Ich habe es nicht gethan. Ich habe Dich aufgenommen, ich habe Dich reich gemacht und glücklich, ich habe Dich mit Wohlthaten überhäuft. Und das alles, während ich Dir nichts schuldete. Armand, ich sehe Dich an, habe Erbarmen! Mein Sohn! Mein Sohn!“

Berliner Theater.

Wallner-Theater.

„Daran läßt sich garnicht tippen“ — dieses Berliner Schlagwort stammt aus der Boffe „Ein gemachter Mann“, die vorgestern Abend neu einstudirt wieder im Wallner-Theater aufgeführt wurde. Man amüßte sich vorzüglich bei den gelungenen Witz und das Publikum lobte die Darsteller wiederholt durch stürmischen Beifall. Die Fabel des Stückes dürfte wohl bekannt sein. Ein reich gewordener Schlächtermeister möchte gern einen Baron zum Schwiegersohn haben. Seine Tochter ist natürlich in einen Anderen verliebt, und trotz des Widerstandes ihres Vaters heirathet sie denselben schließlich doch. Es knüpfen sich an diesen einfachen Grundgedanken die tollsten Verwicklungen, und wir lernen eine ganze Reihe typischer Figuren aus dem großstädtischen Leben kennen. — Die Darstellung war eine ganz vorzügliche. Herr Thomas spielte den Rentier Basevall mit der ganzen prologhaften Berde eines richtigen Barovenu; Herr Gutberg sah bei seinem stereotypen „Ich habe lange nicht so gelacht“, so tief traurig aus, als hätte er eben seine Frau begraben. Die neuen Kouplets fanden vielen Anklang, obgleich wir gern etwas mehr satirische Schärfe darin gefunden hätten.

„Glauben Sie dem Barissier nicht, der sagt.“ „Du Betrüger, Du Spitzhube, komm' her, wenn Du was willst“, erwiderte G. Ein wenig schwanlend und schimpfend kam B. mit erhobener Hand auf G. zu, der ihn sofort faßte und zu Boden warf. Hierbei schlug der Fallende heftig mit dem Kopfe auf einen Stein auf und blieb liegen. G. aber war noch nicht befänstigt. Er stieß trotz der Bitte der Frauen, nicht zu schlagen, mit seinen Knien nach B., so oft er sich aufrichten bemühte und ließ erst nach längerer Zeit von ihm ab. Der Schneider hatte wochenlang heftige Kopfschmerzen. Die Strafkammer V des hiesigen Landgerichts verurtheilte als Berufungsinstanz den schon mehrmals wegen Körperverletzung verurtheilten G. zu einer Gefängnißstrafe von 2 Monaten.

† Eine theure Fensterscheibe. Die Althographen C. und St. waren mit ihrem Arbeitgeber in Lohnbifferezenzen gerathen. Sie gingen zu ihm und suchten ihn zu bewegen, ihre gerechten Forderungen zu erfüllen. Er ging aber gar nicht auf ihre Reden ein, sondern wies ihnen in brücker Form die Thür. Eine solche Behandlung aber wollte den beiden jungen Leuten nicht gleich in den Kopf, sie folgten nicht sofort der Aufforderung, das Bureau zu verlassen und das Resultat war, daß sie eine Anklage wegen Hausfriedensbruchs auf den Hals bekamen. Vor dem Schöffengericht wurde C. verurtheilt, St. freigesprochen, dafür aber in eine Geldstrafe von 30 Mark wegen Sachbeschädigung genommen. Dem Fabrikanten war nämlich eine Fensterscheibe eingeworfen worden, als die beiden das Haus verlassen hatten; ein Heuze befandete, daß St. sich gebückt, und ein anderer, daß er später in der Truntheit sich gerührt hätte, die That begangen zu haben. Unmittelbar nach der Verurtheilung des St. hatte aber C. auf dem Gange vom Gerichtsgebäude zu einem Freunde geduckert, er sei es gewesen, der den Stein geworfen habe, er wolle auch die Summe des Strafgebotes für St. zahlen, und er hätte seine Thäterschaft auch sofort vor Gericht eingestanden, wenn St. zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt worden wäre. Daraus gründete sich die Verurteilung, welche St. eingelegt hatte und die gestern vor der Strafkammer V. des Landgerichts zur Verhandlung kam. Der Gerichtshof erkannte jedoch auf Befristung des erstinstanzlichen Urtheils, weil er die nachträgliche Selbstbeziehung des C. für eine „Schlebung“ hielt.

P. Schiffer-Wilhelm und Brauer-Karl. Zwei unter diesen Spitznamen in der Berliner und Charlottenburger Berdrechermelt bekannte Diebs-Gefährten — der „Arbeiter“ Wilhelm Bredow und der frühere Fuhrherr Karl Willer aus Charlottenburg — standen gestern vor der Strafkammer des Landgerichts II. Vordiglich der blinde Zufall hatte beiden einmal einen Strich gemacht durch ihre ziemlich plumpe angelegten Berechnungen und Pläne und sie der Polizei unerwartet überliefert; wegen zweier gemeinsam ausgeführter Gaunerstreiche hatte sich daher das würdige Verbrecher-Paar gestern wiederum vor Gericht zu verantworten. — Von dem Bozenmarkt auf dem Leipziger-Platz sandte der in Charlottenburg wohnhafte Handelsmann Kremmly seinen Kutscher, Namens Keil, mit dem Fuhrwerk voraus, damit dieser einigen in der Nähe des Plogow-Plazes wohnenden zu seiner Kundschaft gehörigen Schankwirthin Kartoffeln liefere oder Bestellungen entgegennehme; als einige Stunden später Herr Kremmly nach Hause kam, fand er dort zwar seinen Kutscher betrunken und im todähnlichen Schlafe — aber vom dem Fuhrwerk keine Spur. Von dem schnarrenden Kutscher konnte Herr Kremmly absolut keine Auskunft erlangen und so entschloß er sich, um den Verbleib seines Eigentums zu ermitteln, selbst auf die Suche zu geben. In Begleitung eines bei ihm beschäftigten Arbeitsmannes begab sich Herr K. zuvörderst zu dem Destillateur Thänichen in der Kirchbachstraße; bei diesem war ihm aber der Bescheid, daß der Kutscher wegen etwaiger Bestellungen nachgefragt und dann weiter gefahren sei, als in demselben Augenblick das vermehrte Fuhrwerk von zwei ihm bis dahin unbekanntem Männern, dem Schiffer Wilhelm und Brauer-Karl, geführt, vor der Thür des Thänichen'schen Geschäftslokals anhielt. Schiffer-Wilhelm und Brauer-Karl stiegen vom Bock und gingen gerade in die Halle; denn sie wurden, als sie bald darauf das Thänichen'sche Lokal betraten, mit offenen — wenn auch nicht liebevoll ausgebreiteten — Armen seitens der Anwesenden empfangen und, nachdem sie auf Befragen, wie sie zu dem Fuhrwerk gekommen, in sichtbare Verlegenheit gerathen, ward ihnen als „Funderlohn“ nichts weniger denn — „Freibier“ gependelt. Ein herbeigerufener Schutzmänn arretirte die Diebesgenossen. Dieselben hatten, wie später festgestellt, im Obf'schen Schanklokal in der Verlängerten Alsenlebensstraße zu Charlottenburg den Kutscher Keil, der ihnen persönlich bekannt war, in eine Kneiperei verwickelt und dann, als Keil den Anblick erreichte, sich zu ihm auf den Kutschbock gesetzt, ihn bis nach der Kirchbachstraße begleitet, um auf listige Art sich des Fuhrwerks zu bemächtigen. Während Keil bei einem Kunden in jener Straße nachgefragt, fuhrten sie los und beim Hinaus-treten aus dem Hause ward Keil gemahrt, daß das Fuhrwerk mit seinen lebenswürdigen Kneip-Genossen verschwunden war. Ob Schiffer-Wilhelm und Brauer-Karl als sie zu Thänichen zurückkehrten das Fuhrwerk verlaufen oder à Konto des Eigenthümers dasselbe zu irgend einem anderen Gente Streich ausführen wollten, ist nicht festgestellt. — Nach ihrer Verhaftung ermittelte die Charlottenburger Polizei-Behörde, daß sie diejenigen gewesen, welche am lektverflochten dritten Weihnachtst-Feiertage an dem in der Courbiere-Straße zu Charlottenburg wohnhaften Posamentirer Behrend am hellen Tage einen hübschen Gaunerreich vollführten. Einige Tage vor Weihnachten hatte Willer — oder Brauer-Karl — das Terrain ausgeforscht; er war in dem Laden des Behrend erschienen, hatte sich diesem gegenüber als Kutscher eines Fuhrherrn Schulz in der Wallstraße ausgegeben und mit großer Frechheit den Geschäfts-Inhaber ersucht, ihm Waare auf Borg zu verabfolgen; dies ward ihm selbstverständlich abgeschlagen. Mit Schiffer-Wilhelm — dem Bredow — erschien nun Brauer-Karl in Abwesenheit des Behrend vor dessen Wohnung; nachdem er fast mit Gewalt den Eintritt von dem allein anwesenden 15-jährigen Dienstmädchen des Behrend sich erzwingen, betrat er, während Bredow, — Schiffer-Wilhelm — draußen „Schmiere“ stand, das Geschäftslokals; hier ließ sich Willer von dem Mädchen 7 Hemden, 3 Paar Handschuhe und 4 Schürzen geben und verließ dann, nachdem er das Ganze in eine der entnommenen Schürzen eingewickelt, den Laden unbedenklich, da das schlächtere Mädchen aus Furcht vor dem frechen Eindringling nicht wagte, um Hilfe zu rufen. Die Genossen theilten dann den Raub. Im Audienstermin vor Gericht legten sich Beide auf's Leugnen. Einer wollte dem Andern die Schuld in die Schuhe schieben. — Auf Grund der Beweis-Aufnahme erachtete die Staatsanwaltschaft für vollständig überführt und beantragte gegen sie je 1 Jahr 6 Monate Zuchthaus, 3 Jahre Ehrverlust und Bussstrafe von Polizeiaufsicht; demgemäß lautete das Urtheil.

und Herrn Armand de Gavinarde. Es war ein Pariser Ereigniß von höchstem Epic. Die angesehensten Blätter rühmten die malerische Kraft, den Reichthum der Braut, die hinreißende Eleganz des Bräutigams, die außerordentliche Reife, sowie die unerschöpfliche Wohlthätigkeit und den Runkelreiss des Schwiegervaters Alexander de Gavinarde. Bei dieser Gelegenheit wurde das ganze Palais des großen Bankiers, vom Keller bis zum Boden beschrieben, kein Winkel wurde vergessen. Man erwähnte jedes Pferd, jedes Gemälde, jeden Bedienten. Am Tage nach dem Feste, welches die verschiedenen Schichten der Pariser Gesellschaft, sogar die königlichen Hoheiten in die Kirche gelockt hatte, besuchte Alexander de Gavinarde seinen Sohn.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie sehen, daß ich Wort gehalten. Aber heute sind meine Mittel erschöpft. Jedoch... Hören Sie zu, ich werde Ihnen einen Vorschlag machen. Werden Sie mein Affosje. Zwei Millionen ist für Sie gar nichts, und ich vermeide nicht nur den Krach, sondern ich sehe sogar die Welt durch meine neuen Kombinationen in Erstaunen. Ich werde Ihnen mit zwei Worten meinen Plan darlegen.“

„Ich denke doch, Sie scherzen, mein Herr,“ erwiderte Armand respektvoll zu seinem Vater, indem er eine Zigarette anzündete. „Wie, Sie der große Gavinarde, würde zu solchem gemeinen Schwindel umstande sein? Wahrscheinlich, mein Vater, ich kenne Sie nicht wieder! . . . Zwei Millionen, wie leicht Sie damit umspringen. Und Sie haben einen Augenblick annehmen können, daß ich verrückt genug wäre, um Ihnen als Aktioär in die Falle zu laufen. Sie haben sich selbst ruinirt, Sie haben mich in Folge dessen eines großen Vermögens, welches mir mit der Zeit einmal zugefallen sein würde, beraubt, das ist schon an und für sich rücksichtslos genug, das werden Sie mir doch zugeben. Aber wir nun auch noch zwei Millionen ablassen zu wollen. . . . ha ha ha, das ist mehr wie toll. Ueberhaupt ist das Börsenspiel so, wie Sie es vorschlagen, bei anständigen Leuten nicht mehr Mode!“

Er erhob sich und indem er sich verabschiedete, sagte er:

„Ich denke doch, Sie scherzen, mein Herr,“ erwiderte Armand respektvoll zu seinem Vater, indem er eine Zigarette anzündete. . . .

ankaltete der Verein eine Kasse für zwei hilfsbedürftige Kollegen. Der Bericht vom Arbeits-Nachweis war auch ein erfreulicher. Bei der darauf folgenden Vorstandswahl wurde der bisherige Vorstand (außer dem ersten Kassier und drei Kontrolleuren) wieder gewählt. Ferner wurde ein Arbeits-nachweis-Komitee und ein aus drei Personen bestehendes Ver-gütungskomitee gewählt. Ein Antrag auf Errichtung von drei Abteilungen wurde angenommen. Auf den Abteilungen sollen Beiträge gesammelt und Mitglieder aufgenommen werden. Näheres darüber wird noch bekannt gemacht. Ferner wurde beschlossen, die Vereinsversammlungen künftig an einem Wochentag stattfinden zu lassen, sowie eine Sammlung sämtlicher Holzarten anzulegen. Zeit und Ort der nächsten Versammlung werden noch bekannt gemacht werden. Mit einem dreifachen Hoch auf das fernere Gedeihen des Vereins schloß der Vor-sitzende die Versammlung.

Die Luxuspapierträger und Papierschlager hielten am Sonntag, den 18. d. M., in den Landberger Bierhallen eine öffentliche Versammlung unter Vorsitz des Herrn Casper und Büchel ab. Der Referent Herr Reinert sprach über die Lage der Papierschlager, indem er darauf hinwies, unter welcher ungünstigen Verhältnissen dieselben in den Fabriken arbeiten müssen und wie geringen Lohn sie bekommen. Der Referent erwähnte ferner, daß die meisten Kollegen an der Bleichkrankheit sterben. — Korreferent Herr Seidel: Da die Lage der Luxuspapier-Branchen in den sechziger und siebenziger Jahren eine bessere war, so wuchsen die Luxus-papier Fabriken wie Pilze aus der Erde. Es entstand eine große Konkurrenz und die Folge war, daß die Löhne von Jahr zu Jahr mehr sanken, bis endlich die Arbeiter den Entschluß faßten, eine feste Organisation zu schaffen, um den ferneren Lohnherabsetzungen ein Halt zu gebieten. Es sei jetzt dringend notwendig, daß alle in der Branche beschäftigten Berufsge-nossen sich dem Fachverein anschließen, dann werden sie das Belohrene bald wieder erreichen. (Beifall.) An der Dis-kussion beteiligten sich die Herren Büchel, Casper, Schröder, Schmidt, Rohr und Ballmüller, welche sich im Sinne der Referenten aussprachen. Es wurde folgende Resolution angenommen: Die heute tagende Versammlung der Luxuspapierarbeiter er-klärt sich mit den Ausführungen der Referenten einverstanden und verspricht, mit allen Kräften für den Fachverein einzu-treten.

Zwei Arbeiterinnen-Versammlungen waren zu Dienstag Abend einberufen worden, doch nur eine fand statt. Diejenige, welche bei Silber, Schwedterstr. 23, tagen sollte, mußte wegen zu schwachen Besuchs ausfallen. Herr Max Kreuz sollte über „Produktion und Konsumtion“ sprechen. Enderuferin war Frau Cantius. Die zweite Arbeiterinnen-Versammlung im „Wedding-Bau“, Müllerstraße 178, konnte ungehindert in die Verhandlungen eintreten. Auf der Tagesordnung stand: 1. Arbeiterwohnungen, Referent Dr. Lütgenau. 2. Soll der Nordverein weiter bestehen? 3. Verschickenes. Als Vor-sitzende fungierte Frau Cantius. Da der Vortrag Dr. Lütgenau's bereits bekannt ist, sei nur mitgeteilt, daß der Re-ferent vor allem Reinlichkeit und Sauberkeit als Haupt-erfordernisse einer Arbeiterwohnung forderte. Unsere Schulen behandelten viele Unterrichtsstoffe, aber eine der wichtigsten, die Gesundheitslehre, fehlte. Von den Arbeitern nun bessere Woh-nungen und besseres Leben zu verlangen, sei nicht möglich. Die sozialen Verhältnisse sind derart, daß der Arbeiter nur unter dem schwersten Ringen sich aufrecht erhalten kann und mit der elendesten Wohnung vorlieb nehmen muß. Auf dem Wege organisatorischen Ringens sei Abhilfe zu erwarten. Die Dis-kussion war animiert. Herr Boy meinte: Der russische Arbeiter, der Abends matt und müde nach Hause gelange, bedürfe einer Badestube mehr, als der meist vornehme Bewohner des Geheilmaths-Quartiers. Mindestens müßte in jedem Hause eine solche vorhanden sein. Frau Cantius: Man fordere Lüftung der Fenster und noch mehr und bedenke nicht, daß tausende von Familien im Winter kein Geld zur Feuerung haben. — Zum 2. Punkt der Tagesordnung: „Soll der Nordverein weiter bestehen“, bemerkte Frau Cantius, daß in einer der letzten Versammlungen der Be-schluß gefaßt worden sei, nach Ostern eine Generalversammlung unter dieser Tagesordnung einzuberufen. Ein neuer Vorstand würde gewählt und mit neuen Kräften weiter gearbeitet werden. Die heutige Versammlung möge diesem Beschlusse beifügen. Es geschah. Auf die bisherigen Mißfolge und wie fernere zu vermeiden seien, gingen die Herren Kunkel und Bachau näher ein. Frau Steindorff erbat, den „Nordverein“ nicht fallen zu lassen. Um seiner Bestimmung aber gerecht zu werden, sei die treueste Hingabe der Leiterinnen nötig. Wer eine solche Bewegung leite und dies seien doch nur arme Frauen des Volkes, müsse entschädigt werden (Widerspruch, Beifall). Die trüben Erfahrungen der letzten Zeit hätten die Nichtigkeit dieser Anschauung ergeben. Es brauchen ja auch nur eine oder zwei Personen, denen die Gänge besorgen, kurz die ganze Leitung obliegt, entschädigt werden. Nachdem noch über die Grenzen der Frauen- und Männer-Emansipation debattiert worden, schloß die Versammlung um zwölf Uhr Nacht.

Fachverein der Steindrucker und Lithographen. General-Versammlung Donnerstag, den 22. d. Mts., Abends 8 Uhr, im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72. Tagesordnung: 1. Kassenericht. 2. Abrechnung vom Winterfest. 3. Bericht der Statutenberathungskommission. 4. Besprechung des An-trages über Lehrlingsbündnisse in der Lithographie. 5. Grün-dung einer Fachzeitung. 6. Verschiedenes und Fragelasten. Mitgliedsliste legitimiert.

Central-Kranken- und Sterbefälle der Töpfer und Berufsgegnossen Deutschlands (eingeschränkte Hilfskasse Nr. 39). Freitag Vorm. 10 Uhr, Grenadierstraße 33 bei Seefeld, Mit-glieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Vorlage der Jahres-abrechnung und der neuen Statuten. 2. Verschiedenes.

Letzte Nachrichten.

Die Auflösung der italienischen Deputiertenkammer ist be-schlossen; die Neuwahlen sollen am 23. Mai stattfinden, da die Cholera nicht in beunruhigender Weise auftritt. (Privat-Telegramm der Kreuz-Zeitung.)

Berichten aus Aeneas zufolge sind gegenwärtig in der Suda-bucht 62 Kriegsschiffe und 25 Torpedoboote zur Aktion gegen Griechenland vereinigt. Londoner Meldungen zufolge soll der neueste Vorschlag Englands bezüglich verstärkter Kooperationsaktion gegen Griechenland gute Chancen der Annahme seitens aller Mächte haben. Demgemäß dürfte schon in kürzester Frist an die Athener Regierung die Aufforderung ergehen, binnen acht Tagen abzurufen, mit dem Hingehenden, daß für den Fall der Nichtbeachtung dieser Aufforderung Griechenland allein für alle Konsequenzen die Verantwortung zu tragen hätte.

In Belgien nimmt die Situation wieder eine ernstere Wendung an. Der Brüsseler Korrespondent des „Bel. Tgl.“ depeßiert darüber: Die gestrigen Unruhen in Quu, wo wieder ein Straßenkampf stattfand, werden als das Signal zum Wiederausbruch der Bewegung angesehen. Die Lage in dem Becken von Charleroi hat sich nicht gebessert. Die Steinbrücker in Lüttich erklärten, Gewalt anzuwenden, wenn bis zum 1. Mai ihre Forderungen nicht erfüllt werden.

Nach einem längeren Telegramm der „Voss. Zig.“ wären die Aussichten für die Gladstone'schen Reformvorschläge durch-aus nicht so ungünstig.

Die liberalen Blümpel hielten vorgestern eine Versamm-lung zur Besprechung der irischen Vorlagen Gladstone's und saßen nach stürmischer Debatte trotz starker Opposition mit großer Mehrheit eine Resolution zu Gunsten der zweiten Lesung der Vorlagen. Die Liberalen von Leeds, Leicester und Nottingham saßen vorgestern ähnliche Resolutionen. Gestern

sollte eine Versammlung in Newcastle stattfinden, in welcher Lord Spencer und John Morley über die Lage sprechen woll-ten. In der vorgestrigen Sitzung der Nationalliga in Dublin wurde die Homerulorlage als eine Lösung der irischen Frage bezeichnet, welche Irland mit Ehren annehmen könne, obwohl sie dem irischen Ideale nicht ganz entspräche.

Vermischtes.

Schwiegervater und Schwiegerohn. Der Schwieger-ohn: Ich muß Ihnen die Mitteilung machen, daß mir Ihre Tochter das Leben verliert; ihre Launen sind ganz unent-raglich, das Zusammenleben mit ihr ist eine Qual! Ich bitte Sie, ihr Vorstellungen zu machen, ihr in's Gewissen zu reden, denn so kann's nicht weiter fortgehen! — Der Schwiegervater, Millionär (stehend): Sie wissen, lieber Schwiegerohn, ich habe es an Ermahnungen nicht fehlen lassen. Aber nun ist meine Geduld mit ihr zu Ende und ich werde strenge mit ihr in's Gericht gehen. Ich verspreche es Ihnen, Herr Schwiegerohn, daß ich sie erlösen werde, falls sie sich nicht bessert.

Was vom Koran nicht ausdrücklich verboten wird, gilt bei den Mohomedanern als erlaubt. So trinken sie keinen Wein, wohl aber Schnaps und Bier, und da im Koran das elektrische Licht nicht verdammt wurde, so nimmt die mohame-danische Gemeinde in Serajewo (Bosnien) keinen Anstand, in ihrer großen Moschee elektrische Beleuchtung einzuführen. Ein frommer Ruselmann, Mehmed Effendi Gulust, kündigt diese Absicht in einer gegen kirchliche Ansprüche gerichteten Flug-schrift an als einen Beweis der Kulturfähigkeit des Islams. Mit einiger Genehmigung ruft er seinen katholischen Gegnern zu: „Fragen Sie doch Ihren Seelsorger, ob er die Wachs-kerzen seines Altars oder die ewige Lampe gegen ein prächt-voles Glühlicht so ohne Weiteres umtauschen möchte?“

Attentat auf einen Bischof. Ueber das Attentat auf den Bischof Izquierdo von Madrid werden der „N. Fr. Pr.“ aus Paris die folgenden Details gemeldet: Der Kardinal gab in dem Augenblicke, als der Bischof an der Kirche San Isidore seinen Wagen verließ, um die Treppe hinaufzusteigen. Der Attentäter heißt Galeotto Cotilla und war Privatweiser eines Nonnenklosters. Der Bischof hatte ihm verboten, Resse zu lesen und Briefe zu hören. Der Attentäter kam eine halbe Stunde vor Verübung des Verbrechens an die Pforte der Kathedrale, unterhielt sich ruhig mit mehreren Verkäufern von Palmzweigen und äußerte: „In einem Augenblicke werde ich ein besseres Geschäft machen.“ Als der Bischof die dritte Stufe der Treppe erreicht hatte, gab der Attentäter drei Schüsse auf ihn ab, wozu der Betroffene zusammenstürzte. Der Attentäter war in seinem Priestergewand erschienen und hatte sich unter die andere, den Bischof erwartende Geistlichkeit gemischt. Den Revolver hielt er krampfhaft fest, so daß man alle Mühe hatte, ihm denselben zu entreißen. Während der Bischof in die Sakristei getragen, und auf eine Matratze gebettet wurde, sammelte sich draußen vor der Kirche eine Menge Weiber an, welche sich weinend die Haare zerrauten. Ein Geistlicher mußte die Kanzel besteigen und eine beruhigende Ansprache halten, worauf die Kirche gesperrt wurde. Der Untersuchungsrichter konnte eine kurze Vernehmung des Bischofs vornehmen, wobei der Verwundete erklärte, er kenne den Mörder nicht und wolle nicht als Parteigänger gegen ihn auf-treten. Viele sind geneigt, das Verbrechen für einen Akt des Wahnsinnes zu erklären. Der Mörder habe schon letzter Zeit große Ueberpanntheit gezeigt und kürzlich erst dem Bischof an-gelündigt, daß er sich den Bart wachsen lassen werde. Wahr-scheinlicher dürfte jedoch sein, daß die That aus Rache wegen des über den betreffenden Priester verhängten Interdiktis verübt worden ist. Bischof Izquierdo wurde von mehreren seiner Amtsgenossen belampt, weil er gewissen Geis-tlichen die bisher gestatteten Freiheiten wieder ver-bot. Er war auch sehr streng gegen Geistliche, die sich junge Dienstmädchen hielten, und zwang sie, alte Dienstmädchen zu nehmen. Der Bischof war Deputierter und Anhänger der regierenden Dynastie, weshalb er auch auf den Widerstand eines Theiles des niederen, Don Carlos ergebenen Klerus traf. Die Menge wollte den Mörder lynchen; er wurde jedoch von den Polizisten geschützt. Vor dem Vollzet-Kommissär äußerte er: „Es ist mir unmöglich, meine Haltung im vor-hinein zu beurtheilen. Ich werde mich vor Gericht ausführlich erklären.“ Das Betragen des Attentäters war durchaus ruhig. Das Journal „Reumen“ meldet, der Geistliche Galeotto habe kürzlich ein Inzerat einrücken lassen wollen, worin er um eine Hausmeisterstelle bat; die Zeitung verweigerte jedoch die Auf-nahme, worauf er wiederholte bat, man möge Aufrufe um Unter-sützung für ihn bringen, da er in höchster Dürftigkeit lebe. Er wollte schließlich Sakristan in der Kirche werden, um sich nur durchzubringen. Auch anderen Journal-Redaktionen brachte er derartige Gesuche, die nun dem Richter übergeben wurden. Darüber befragt, antwortete Galeotto: „Ich bin kein Mörder. Nachdem man alle meine Bitten zurück-gewiesen, rächte ich meine Ehre.“ — Nach der „Indep. belge“ heißt der Attentäter Galeote; er ist 43 Jahre alt. In einem anonymen Briefe an vierundzwanzig Blätter habe er zuvor die That angekündigt, aber kein Blatt legte dem Briefe Bedeutung bei. Als der Bischof, durch drei Kugeln in den Unterleib ge-troffen, am Boden lag, versuchte der Mörder, den Revolver gegen sich selbst zu richten, aber er wurde von den Umstehen-den entworfen. Im Verhör gestand er nur sein Verbrechen und den Vorbedacht ein; über alles Uebrige schwieg er. Der Bischof war früher Bischof von Salamanca, zu welchem Posten er 1873 von Castelar ernannt worden ist. Alle drei Wunden, die ihm der Mörder beibrachte, waren schwer; es gelang den Ärzten, zwei Kugeln herauszuziehen, die dritte, die in die Nieren drang, konnten sie nicht entfernen. Der Bischof war bis zu seinem Tode bei Bewußtsein.

Kleine Mittheilungen.

Stirchberg, 18. April. (Mysteriöser Todesfall.) Gestern Vormittag wurde, wie die „Schlesische Zeitung“ berichtet, der Heizer Müller der A. Vieh'schen Holzspielwaaren-Fabrik zu Warmbrunn im Maschinenraume dieses Establishments, aus vielen Wunden blutend, sterbend aufgefunden. Derselbe ver-schied, ohne ein Wort sprechen zu können, in kürzester Zeit. Als Rordinstrument wurde ein in den Maschinenraum ge-höriger, für gewöhnlich stumpfer, nun aber ganz scharf ge-schliffener Schaber gefunden. Es ist vor der Hand noch nicht festgestellt, ob Müller ermordet worden ist, oder ob er seinem Leben selbst auf so grauenhafte Weise ein Ziel ge-setzt hat.

Posen, 21. April. (Zu den Ausweisungen.) Auch aus dem Kreise Rathhaus in Westpreußen, welcher hauptsächlich von Kasuben bewohnt wird, sind schon im Herbst v. J. mehrere Polen, welche aus Russland flammten, ausgewiesen worden, und neuerdings haben drei dort im Städtchen Berend an'sässi-ge Polen aus Russland die Weisung bekommen, binnen 4 Wochen, das heißt bis zum 1. Mai d. J., die preussischen Lande zu verlassen.

Leipzig, 19. April, 5 Uhr Abends. Sämtliche Berichte über den Brand in Stru stimmen darin überein, daß Stru ein Bild schrecklicher Verheerung ist. Drei Viertel der Stadt sind zerstört. Eine belläufige Vorstellung von der Ges-taltigkeit des Feuers giebt der Umstand, wenn man erzählt, daß die Funken bis in das eine Meile weit von Stru befindliche Dorf Neuzschow flogen und daselbst fünfzehn Bauernhöfen in Brand setzten. Die viele Kilometer von Stru entfernten Wälderhäuser der Dniesterbahn sind gleichfalls eingeschert worden. Im Umkreise von vielen Meilen war der intensive Brandgeruch zu verspüren, und die Flammen waren schon bei

Mitteleuropa sichtbar. Während des Brandes in der inneren Stadt fanden schreckenerregende Szenen statt. Nur mit großer Gefahr konnten Kranke, Säuglinge und gebrechliche Ge-sunde aus den brennenden Häusern geschafft werden. Die meisten Leute hatten angefaßt, einer so gewaltigen Katastrophe gänzlich den Kopf verloren, und die rechtzeitige Rettung der Menschenleben nöthige Energie fehlte. Mehrere Einwohner verübten Selbstmord aus Verzweiflung über ihren Ruin, andere versetzten in Apalhie und in einem Stand der Geistesabwesenheit. Ein großer Theil der wohnen flüchtete in die angrenzenden Dörfer, während Gegenstände mit sich schleppten, während kostbarste Geld zu Grunde gingen. Die außerhalb Stru befindlichen Gartenanlagen „Olzyna“ gleichen einem großen Waldes und Trümmernmagazine. Weiber und Kinder überwandern selbst jammervoll die Ueberreste ihrer Wohnungsruinen. Das Bezirksgericht ist ebenfalls zum größeren Theile nieder-brannt. Die im Gerichts- und Kommunal-Archiv internen Aktenstücken haben sämmtlich die Freiheit erlangt, die ein-der selbst zur Ausübung von Diebstählen und Ver-attentaten benützte. Auch viele zugereiste Fremde sind Schaden gelitten, da ihre Effekten verbrannt. Obwohl das Feuer sich von Haus zu Haus verbreitete, doch inmitten des Brandes einige Baulichkeiten, vor denen Flammen Halt machten, verschont. Ueber diese waren Häuser hinweg wühlte das Element mit ungeschwächter Wuth. Der Brand dauert theilweise noch fort. Ein Infanterie-Regiment ist nach Stru abgegangen. Die Militär-Verwaltung überläßt den Abbründern Hülfe zur vorläufigen Unter-sützung. Bis jetzt erweist sich jede Hilfsaktion als unsulänglich. Spricht indeß von der Aufnahme eines Landesbankrottens mehrerer Millionen Gulden zur Beilegung von Substanz die Dyer des Brandunglücks.

Wien, 20. April. Sonntag Morgens wurde aus der Mühlbache oberhalb der Postlichen Fabrik in Ober-St. Veit der Leichnam eines Mädchens gezogen. Durch einen unglücklichen gefundenen Brief wurde die Todte als 21-jährige Magd Pauline Ruck, Tochter der in Ober-St. Veit, Auhofstraße 17, wohnhaften Hausmeister Eheleute ange-kannt. Das Mädchen war in Ränfhaus, Hadenzasse Nr. 27, bei Hausbesitzer Jakob Friedrich bedienstet, hatte jedoch den gefändigt und denselben am Sonnabend Abend um 7 Uhr verlassen. Pauline Ruck nahm ihre Wäsche in ein Korb gewickelt, und eine Bö-se mit 4 fl. mit. Nach der Rück-kehr der Leiche verbreitete sich in Ober-St. Veit das Gerücht, das Mädchen ermordet, beraubt und die Leiche in das Wasser geworfen worden sei. Durch die Erhebungen des darmerleposten Kommandos im Vereine mit der Ortspolizei wurde aber festgestellt, daß es sich hier nicht um einen Mord, sondern vielmehr um einen Selbstmord oder einen unglücklichen Handel dürfte. Pauline Ruck unterhielt sich mit Balanierwaren-Arbeiter Ferdinand Heider ein Ver-hältniß, welches von den Eltern des Mädchens nicht ge-willt wurde. Sonnabend Abends soll sie mit den Eltern deshalb in Auseinandersetzungen gehabt haben. Sie verließ vor die elterliche Wohnung und begab sich dann nach Rausen in das Wirthshaus des Herrn Donner, in welchem Heider, Geliebter Heider zu essen pflegte, ob Heider, ob Heider wesen sei. Auf die verneinende Antwort entfernte sie sich Hausbesitzerstöcher, und am nächsten Morgen fand man die Leiche im Mühlbache. Sie dürfte entweder verunglückt oder ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht haben. anderer Seite wird gemeldet: Der Gemeinde Arzt von St. Veit, Dr. Kopsky, fand an der Leiche kein Zeichen auf einen Gewaltakt oder auf ein unstillbares Attentat vor-liegen. Man nimmt an, daß Pauline Ruck, die von den Eltern streng gehalten wurde und einen guten Ruf aus Furcht vor den Vorwürfen ihrer Eltern, das Hei-lichkeitspiel verlassen, sich das Leben genommen habe. Die Leiche des Mädchens wurde mit dem Kopfe außerhalb des Wassers an das Ufer geleitet, die Faust der rechten Hand geballt gefunden. Die Angehörigen des Mädchens geben jedoch es sei unmöglich, daß jemand an dieser Stelle des Wassers den Tod durch Ertrinken finden könne. Eine mögliche Obduktion der Leiche wurde nicht vorgenommen.

Ein schweres Unglück ereignete sich Freitag in Cornwall, wo drei Arbeiter im Lambshouse-Steinbruch an der Klippe mit Bohrungen für Sprengung beschäftigt waren, als eine ungeheure Erdmasse über sie stürzte und die drei Leute mit sich in die Tiefe riß. Die Leichen wurden am Fuße der Klippe im verfallenen Zustande und sämmtlich todt von ihren Angehörigen aus dem Gerölle ausgegraben.

Briefkasten der Redaktion.

A. L., Sorauerstraße. 1. Der Umstand, daß Sie ein Mitglied einer Lohnkommission sind, berechtigt Ihren Arbeitgeber nicht, Sie ohne Kündigung zu entlassen. Sie hätten den 14-tägigen Lohn zu fordern, wenn nicht das von Ihnen geschriebene Schriftstück andere Festsetzungen trifft. Die be-schäftigten Angaben sind nicht klar. Gegen die Entlassung des Arbeitgeberliches ist der Rechtsweg innerhalb 10 Tagen offen; zuständig ist das hiesige Amtsgericht 1. Wenn falls Sie beim Arbeitgeber abgewiesen werden sollten, gleich nach der Neuen Friedstraße 13 und geben Sie dortigen Anmeldestube Ihre Klage zu Protokoll. Die dortigen Anmeldestube können wir Ihnen nicht angeben, da nach dem Streitgegenstand sowie darnach richten, ob eine weisaufnahme stattfindet. 2. Sie können den Arbeitgeber wegen Uebertretung der §§ 52 und 53 des Krankenversicherungsgesetzes binnen 3 Monaten bei der Staatsanwaltschaft den Namen Ihnen zu wählenden Gegenstandes klagen. In diesem Prozeß leinestwegs sicher; wir möchten Ihnen zu einem gleichem raten.

B. B. 100. Ihre Frage: Binnen welcher Frist Klager lagbar werden, wenn er die Voraustrahlung erhalten will? ist nicht verständlich, da wir nicht wissen, um welchen Voraustrahlung es sich handelt. Der Gerichtsvor-schuh wird dem Kläger nur im Falle einer Klageauszahlung zurückgegeben, sonst kann der Kläger denselben behält, dem zur Tragung der Prozeßkosten verurtheilt wird. Stattet verlangen. Vielleicht vervollständigen Sie die Frage noch.

C. G. Mädchen bedürfen zu ihrer Verheirathung die zurückerlegten 24 Lebensjahre der Zustimmung des Vaters und wenn dieser verstorben ist, der Mutter. Der Tod des Vaters muß dem Standesbeamten vorgelegt werden, dieser nicht selbst das betreffende Sterberegister führt.

E. R. Steinmetzstraße. Wenden Sie sich an den Vorstand Ihres Fachvereins. Wir haben Ihnen zu einer derartigen Interpellation.

F. G. Der Gerichtsvollzieher oder Steuererheber ist befugt, bei einer Zwangsvollstreckung die Taschen zu durch-suchen, wenn diese bereits einmal fruchtlos gesüßnet ist, jedoch vor weiteren Vollstreckungen.

G. A. Solmsstraße. Sie sind nicht verpflichtet, die Schwester Ihrer Frau zu unterstützen, wohl aber die Schwester Ihrer Frau, falls Sie dazu im Stande ist, ihrer hilflos-schwachen Unterstützung gewähren.

H. M., Steglitzerstr. Ein adoptirtes Kind ist nicht die Adoption durch einen schriftlichen, vom Gericht bestätigten Vertrag erfolgt ist, einem ehelichen Kind gleich, sondern des väterlichen Vermögens. Der dritte Theil dieser Erb-portion bildet den Pflichtheil.